Artigkeit
und
geselliges Betragen
der Kinder
in Gesellschaften.

S. 20.

Hoppe fe.

Der Besuch.

Madame Wagner war eine außerordentliche Kinderfreundin. Sie hatte selbst zwey Kinder, Eduard und Amalien. Diese Kinder waren sehr wohl erzogen, und machten ihr täglich viel Freude. Sie sah es gern, wenn sie von andern Kindern besucht wurde, und ward sogar die Stifterin eines kleinen Kränzchens.

Sobald ein Kind nur zur Stube hereintrat und kaum eine halbe Stunde um und neben ihr gewesen war, so wußte sie es gleich, was sie von dem Kinde halten sollte. Ihr Kennzeichen war vorzüglich das äußerliche Betragen der Kleinen.

Das Compliment.

Ferdinand und Luise waren zum heutigen Gesesellschaftstag gebeten worden. Sie kamen und klopften sanft an die Thür.

Madame Wagner öffnete die Thüre. Seinen Hut hatte Ferdinand in der linken Hand. anft neigte er seinen Kopf, und eben so sanft beugte er seinen Rücken, ohne einen Katzenbukel zu machen. Dann gieng er zu Madame Wagner, nahm gelassen ihre Hand und küßte sie gelind und ganz sanft.

So artig Ferdinand sein Compliment gemacht hatte, machte es auch Luise. Sie verneigte sich so, daß dieses Neigen Madame Wagner für den Ausdruck ihrer Hochachtung hielt. Sie küßte die beyden lieben Kinder.

Kaum hatte sie ihnen ihre Freude zu erkennen gegeben, so klopfte es schon wieder an der Thüre; aber nicht so sanft und gelassen, wie es vorher bey Ferdinanden und Luisen geschehen war.

„Ach!“

„Ach!“ sagte Madame Wagner: „das ist gewiß unser Hausknecht,“ und sie rief: Herein!

Es war aber nicht der Hausknecht, sondern Häns chen, ein Knabe der ebenfalls zum Kränzchen gebeten war.

Als er zur Thüre hinein trat, hatte er seinen Hut noch auf dem Kopfe; schnell riß er ihn herab, nickte mit dem Kopf und strich recht derb mit seinem linken Fuß aus. Darauf ging er zu Madame Wagner, ergriff ihre Hand und küßte solche nicht, sondern tunschte sie gleichsam, daß man noch den Fleck von seiner unreinlichen Nase und den Speichel von seinem Munde recht deutlich sehen konnte.

Man merkte es der guten Madam Wagner an, daß ihr das sehr ekelhaft war.

Sie empfing Hänschen ganz kalt, und hies ihn niedersitzen. Ferdinand und Luise hatten sich schon auf der Madame Wagner Bitte niedergesetzt. Sie thaten das mit Anstand und Gelassenheit. Wild aber schwang sich Hänschen

auf den Stuhl, daß das ganze Gestelle knakte, und die Stube erschüttert ward.

Auch merkten es Ferdinand und Luise an Hänschens Betragen bald, daß es ein ungesitteter Knabe sey, und sie gaben sich nicht viel mit ihm ab.

Jetzt klapperte wieder etwas am Thürenschloß. Madame Wagner wußte nicht, was es seyn könnte. Sie gieng hin, und öffnete die Thüre.

Da schlich neben ihr zur Thüre Röschen herein, schüchtern und blöde; lispelte: Dienerin! — und verkroch sich in einen Winkel.

„Willst du dich nicht setzen?" fragte Madame Wagner:

„Nå," antwortete Röschen: gukte bald die Kinder mit stieren Augen an; spielte bald mit ihren Fingern an den Zähnen; scharrte bald mit ihren Füßen.

Madame Wagner sah sich nothgedrungen, das kleine Mädchen auf den Stuhl zu setzen.

Statt

Statt sich leicht zu machen, war sie schwer, wie ein Plumpsack; sie hielt ihre kleinen Beine starr vor sich hin, und da sie durch alle Pfützen und durch den Koth, wo er am tiefsten war, immer am liebsten und am ersten hindurch watete, so waren ihre Schuhe erstaunend schmutzig geworden. Sie sties an Madame Wagner an, und beschmutzte ihr schönes Kleid.

Madame Wagner sagte zwar nichts; sie dachte aber mehr, und bedauerte in ihrem Herzen, daß sie Häneschen und Röschen zu sich hatte bitten lassen.

Die Kinder der Madame Wagner waren recht gesellschaftlich. Auch Ferdinand und Luise waren es; aber Hänschen und Röschen konnten sie nicht liebgewinnen. Warum? das werden meine lieben Leser von selbst einsehen. Ich stehe dafür, wären sie an ihrer Stelle gewesen, sie hätten es auch nicht anders gemacht. —

Wir wollen es bald besser einsehen lernen, daß Madame Wagner wohl Recht hatte, wenn sie es gleich aus dem äußern Betragen der Kinder abmerken wollte, wie viel, oder wie wenig, sie sich von ihnen versprechen könne.

Die Unterhaltung.

„Mein Vater," fieng Ferdinand an, läßt sich Madame Wagner bestens empfehlen, und er würde sich freuen, wenn er hörte, daß Madame Wagner sich recht wohl befänden."

„Den nehmlichen Auftrag habe ich von meiner Mutter. Es thut ihr leid, daß wir ihnen heut lästig werden sollen; doch da sie befohlen haben = ="

„Nein, nein," erwiederte Madame Wagner; „so liebe Kinder werden mir nie lästig. Ihre Gesellschaft soll mir gegentheils recht angenehme Stunden machen. Auch meine Kinder werden das Vergnügen ihres Umgangs zu schätzen wissen."

Hänschen und Röschen wußten nichts zu sprechen.

Mit einem flämischen Gesichtchen saß Röschen da, und Hänschen klopfte mit seinen Füßen am Stuhlgestelle.

Das war für Madame Wagner eine sehr unangenehme Musik; wenigstens war sie das von ihren Kindern nicht gewohnt, und Ferdinand und Luise gaben es ihnen mit mancherley Mienen zu erkennen, daß sie dieses Betragen sehr unartig finden müßten.

Mit einem Satz sprang Hänschen von seinem Stuhl, und fuhr nach dem kleinen Joli.

„Ner! Ner!“ rief er: zog sein Schnupftuch aus der Tasche, und fuhr dem Hunde vor der Nase herum. Der Hund fuhr nach dem Tuch, und riß ein Loch hinein.

Darüber lachte Hänschen; aber der guten Madame Wagner war es gar nicht gleichgiltig. Sie gab dem kleinen unartigen Knaben einen Verweis. Er setzte sich wieder.

Madame Wagner fragte Ferdinanden und Luisen verschiedenes, als: über das Wohlbe-

finden ihrer Eltern, und sie antworteten kurz und bestimmt.

Sie fragte auch Hänschen; aber der hatte immer seine Augen auf den kleinen Hund gerichtet. „Was wollten sie?“ fragte er, als er jene Frage überhört hatte.

Leutselig fragte Madame Wagner zum zweytenmal: was machen ihre Eltern?

Und Hans gab eine sehr ungezogene Antwort. Glaubt mirs, Kinder! ich würde mich für entehrt halten, wenn ich sie wiederhohlen wollte. Kinder aus der ungesittetesten Classe von Menschen, die wild aufwachsen, und keine Erziehung haben, hätten sich ihrer vielleicht geschämt.

Madame Wagner schwieg, denn sie verstummte gleichsam vor Erschrecken. Sie sah ihn mit einer stillen Verachtung an; und erzählte den übrigen Kindern etwas angenehmes.

Eh sie sich es vermuthen konnte, war Hänschen vom Stuhl wieder herunter, neckte sich mit dem Hunde; fuhr jetzt mit seinen Fingern um die

Schnau-

Schnautze des bösgewordnen Hundes; dieser erwischt einen Finger und kneipt ihn tüchtig. Das Blut läuft an seiner Hand herab.

Madame Wagner erschrickt aufs neue.

„Thut nichts, thut nichts; spricht Hänschen: das bin ich gewohnt.“

Madame Wagner giebt ihm den zweyten Verweis. Ganz gleichgiltig hört er ihn mit an, und äußerst muthwillig setzt er sich auf den Stuhl nieder.

Durch dieses ungesittete Betragen hatte er Madame Wagner in ihrer Erzählung gestört. Sie erzählte jetzt ihr Geschichtchen weiter, und nun fieng es Hänschen an zu gereuen, daß er den Anfang überhört hatte.

Seine Neugierde wurde immer größer und größer, und er konnte es nicht über das Herz bringen, er mußte Madame Wagner fragen.

Diese aber hörte eben so wenig auf seine Frage, als er vorher auf ihre Erzählung gehört hatte.

Jetzt erst fühlte er das Unschickliche seines Betragens. Er wurde roth; bat um Verzeihung, und diese gewährete ihm Madame Wagner.

Aber, ob sie es ihm gleich verziehen hatte, so konnte sie ihm doch nicht so gut seyn, als Ferdinanden und Luisen. Sie gab diesen überall den Vorzug, und man sah es ihr recht deutlich an den Augen an, deß ihr iene Gesellschaft lieber war.

Röschen, das ist schon erwähnt worden, saß mit einem flämischen Gesichtchen da; und wie sie war, so blieb sie.

Nein (das sie gewöhnlich mit Nä ausdrückte) und mitunter ein Ja, das waren ihre Antworten, und weiter war kein Wörtchen aus ihr herauszubringen.

Madame Wagner meynte, daß in einer Gesellschaft von Kindern, die alle diesem Kinde glichen, die erschrecklichste Langeweile herrschen müsse, und daß es einem gar nicht anders vorkommen

kommen könne, als wenn man unter lauter Gemählden und Bildern säße.

Und Röschen war nicht etwan ein Mädchen von vier oder fünf Jahren; sie war schon acht Jahr alt.

Der Caffee.

Hanne, der Madame Wagner Mädchen brachte den Caffee. Madame Wagner schenkte ein; reichte Luisen und Ferdinanden die ersten Tassen.

„Eigentlich sollten wir uns den Caffee verbitten," erwiederte Ferdinand: indem er ein recht freundliches Gesicht gegen Madame Werner machte, und seine Schwester halbbedenklich ansah.

„Warum denn?" fragte Madame Wagner?

„Weil wir gewöhnlich gar keinen Caffee trinken," antwortete Ferdinand.

„Unser guter Vater, setzte Luise hinzu, meynt: Kinder sollten gar kein warmes Getränk, wenigstens frühmorgens nicht, trinken. Das störe ihre Gesundheit, und gebe zu mancherley Krankheiten Anlaß."

Madame Wagner antwortete: „es sey ja jetzt Nachmittag und nicht Morgen."

„Aber, erwiederte Luise: trinken wir nur erst ein Täßchen, so werden wir bald mehr trinken wollen."

Madame Wagner lächelte.

Ferdinand unterbrach seine Schwester ganz bescheiden: „Auch, setzt der gute Vater öfters noch hinzu, müßten Kinder sich dieses jetzt ganz abgewöhnen, da der Caffee so theuer werde, und es nicht zu hoffen stehe, daß er je wieder ganz wohlfeil werden dürfe."

Madame Wagner meynte: Ferdinands Vater wär sehr streng.

„O

„O nein, sagte Ferdinand. Wir können uns noch nichts verdienen; wir müssen vorlieb nehmen, was uns unsere guten Eltern geben.“

„Ein Täßchen, das wird nichts schaden, und wenn sie heut einmahl von der Regel abweichen, so thun sie das aus Gefälligkeit. Glauben sie mir, ich will es bey ihren Eltern verantworten.“

Ferdinand und Luise, beyde erwiederten dem angenehmen Zureden der Madame Wagner mit einem sehr bescheidenen: Nun, wenn sie denn so befehlen.

„Hm! rief Hänschen; wenn sie nicht wollen, mögen sie es bleiben lassen. Geben sie mir die Tassen, ich trinke sie alle zwey.“

„Mein artiges Hänschen, antwortete Madame Wagner mit einem beißenden Tone: wenn die Reihe an dich kommen wird, sollst du unvergessen seyn,“ und sie gab dem kleinen Röschen die nächste Tasse zuerst.

Hänschen meynte ganz gleichgiltig, daß ihm das einerley seyn könne. Warten habe er gelernt.

„Freylich, antwortete ihm Madame Wagner: man muß wohl warten, wenn man eher nichts kriegt.“ und so eben wollte sie einschenken, als Röschen mit einemmahl zu weinen anfieng.

„Was ist dir Röschen?“ fragte die gute Madame Wagner:

Röschen weinte fort, und sagte: daß sie den Caffee nicht trinken könne, er sey nicht süß genug.

Ferdinand und Luise schüttelten die Köpfe.

„Trink ein Quärkchen,“ sagte Hänschen, und schlug ein lautes Gelächter auf, als wenn er Wunder was Witziges gesagt hätte.

Aber an Madame Wagner wurde man es gleich gewahr, daß ihr Hänschens unartiger, muthwilliger Ausdruck nicht gefallen habe.

Madame

Madame Wagner warf noch einige Stückchen Zucker in die Tasse. „Ists nun so recht?“ fragte die geduldige liebe Frau das häßliche eigensinnige Mädchen:

„Nä,“ antwortete Röschen, daß man es kaum verstehen konnte. Und sie fieng schon wieder an zu weinen.

„Nun, wie soll ichs denn machen? fragte Madame Wagner; ich will dirs ja gerne thun, sags nur — “

Der Angstschweiß stand der lieben Frau im Gesicht, als Röschen immer fort weinte und keine Antwort gab.

Luise stand auf, redete dem eigensinnigen Mädchen gelassen zu, bat sie: sie solle es sagen, was ihr fehle? „Madame, fuhr sie fort, giebt dir alles gern. Sie hat dir noch zwey Stückchen Zucker in die Tasse gethan; das dächte ich, wäre viel, und du könntest den Caffee kaum vor Süßigkeit trinken.“

„Ich will aber den Zucker dazu beißen.“

„Nun,

„Nun, wenn's weiter nichts ist, so will ich dir ein Stückchen Zucker in die Hand geben."

Sie gab ihr den Zucker. Und Röschen schnarpte mit ihren kleinen Zähnen in den Zucker hinein, daß die ganze Gesellschaft das Gesicht verziehen mußte.

„Wie verschieden die Erziehung der Kinder ist!" seufzte Madame Wagner. „Wie vernünftig werden dagegen Ferdinand und Luise von ihren Eltern erzogen. Ich fürchte, ich fürchte, das arme Mädchen wird frühzeitig sehr schwarze und ungesunde Zähne bekommen."

„Mags; sagte Röschen: es schmeckt doch gut, und was gut schmeckt, das will ich."

„Ey, seht, was das Mädchen schon für abgebrochne, schwarze Zähne hat, und ist doch erst sechs Jahr alt," rief Hänschen, und riß dem Mädchen den Mund auf.

„Hänschen, das war sehr unartig von dir," sagte Madame Wagner, und riß ihn von Röschen weg. Sie glaubte, Röschen würde anfan-

gen

gen zu weinen, weil sie so weinerlich die ganze Zeit über war; aber sie hatte sich geirrt. — Röschen lachte überlaut, und war nun vergnügt, daß sie ihren Willen gehabt hatte.

Jetzt griff sie die Tasse wieder an, und das zwar so ungeschickt, daß sie sich die Helfte des Caffees auf den Hals schüttete. Nun gieng das Weinen wieder von neuem an. Madame Wagner mußte sie wieder abwischen, und mußte Röschen die Tasse halten, daß sie vollends austrinken konnte.

Ferdinand und Luise bedauerten die gute Frau und wunderten sich über ihre ausharrende Geduld.

Alle die übrigen Kinder erklärten sich mit Unwillen, und meynten, es wäre am besten, wenn man Röschen nach Hause brächte, und sie nie, nie wieder in Gesellschaft mitnähm.

„Ihr habt gut reden, sagte Hänschen: ich bin am schlimmsten dran; ihr alle habt Caffee, und ich noch nicht.“

„Hätte Hänschen nur noch einen Augenblick gewartet, so würde er gesehen haben, daß ich ihn nicht vergessen hatte.“

„Wenigstens war die Art, wie er sich in Erinnerung brachte, nicht die höflichste; und wir durften Madame Wagner beynahe bitten, ihn noch ein Weilchen warten zu lassen,“ sagten Ferdinand und Luise einstimmig.

„Und doch will ich es nicht thun,“ erwiederte Madame freundlich, und schenkte ihm eine Tasse ein.

Wie ein Heißhungriger sprang er an den Tisch, worauf die Tassen standen, daß sie alle klirrten. Statt die Tasse bescheiden an seinen Mund zu führen, lies er sie auf dem Tische stehen, und beugte den obern Theil seines Körpers über denselben hin, hing das Maul über die Tasse und fieng hastig an zu schlürfen, daß bey diesem Geräusch Allen ein Ekel ankam.

„Hänschen, du trinkest deinen Caffee sehr unmanierlich: sagte Madame Wagner; ich dächte

te

te du wärst groß genug, um wie Ferdinand und Luischen deine Tasse an den Mund führen zu können."

Hänschen sagte: er habe sichs nicht getraut, und gefürchtet, es möchte ihm, wie Röschen gehen, daß er sich beschütten und sein Kleid beschmutzen möchte.

„So konntest du die Obertasse in die untere zur Helfte ausschütten, beyde Hände dann nehmen, mit diesen die Untertasse zum Munde bringen, und gelassen trinken; aber so klang es gerade so, als wenn meine kleinen Schweinchen = = = Aber was ist dir? Hänschen! du verziehst ja das Gesicht?

Luise. Ich dachte mirs gleich. Er schlürfte so hastig, daß er sich schlechterdings den Gaumen verbrennen mußte. Und das wirds auch seyn.

Hänschen gab es durch eine stumme Miene zu verstehen, daß sie nicht unrecht habe, und biß vor Schmerz die Lippen zusammen.

Madame

Madame Wagner bat Ferdinanden und Luisen, nicht ungeduldig zu werden, wenn ihnen die Zeit bey dergleichen unartigen Kindern etwas lang würde.

Ferdinand und Luise erwiederten: daß sie Ersatz genug in den wohlgezogenen Kindern der Madame Wagner fänden.

Das Spiel.

Der Caffee war vorbey; alle hatten getrunken. Zwischen Ferdinand, Luise, Eduard und Amalien hatte sich ein kleines Gespräch angesponnen, das der Madame Wagner so wohl gefiel, daß sie sich mitten unter sie setzte, und mit Vergnügen ihnen zuhörete.

Voriges Jahr waren Eduard und Amalie bey einer Weinlese gewesen, und dieses Jahr hatten Ferdinand und Luise dieses Vergnügen genossen. Sie erzählten sich es einander, wie Freude um

Freude

Freude abgewechselt hätte; jedes war mit dem zufrieden, was und wie es sich vergnügt hatte; jedes hörte dem andern mit Theilnehmung zu, ohne es zu unterbrechen, daß es dieses oder jenes besser wisse; daß es mehr genossen habe; daß es vergnügter gewesen sey.

Selbst Madame Wagner blieb nicht Zuhörerin allein, sie mischte sich unter die Erzähler, und unterhielt sie mit kleinen allerliebsten Anekdoten.

Aber Hänschen, von dem man es nicht hätte glauben sollen, daß er noch mit Puppen spielen werde, weil er wirklich schon acht Jahr alt war, saß da auf seinem Stuhl, hatte keine Freude an den muntern Geschichtchen, und gestand frey, daß er sich erstaunend betrogen habe; denn er hätte gehört, daß die kleinen Wagners sehr schöne Spielsachen hätten, und nun säh er nichts. Er säße stumm da; das alles, was sie sich einander erzählten, könne ihm nicht gefallen, und er wolle lieber nach Hause gehen.

„Das will ich auch," sagte Röschen, die fast schon eingeschlafen war; stieg von ihrem Stuhl herun-

herunter: Adieu! und husch! war sie zur Thüre hinaus.

„Das thut mir leid," sagte Madame Wagner, und sie schickte dem kleinen, eigensinnigen Mädchen ihre Amalie nach, um Röschen zurück zu holen.

Amalie that das gern.

„Ey ja, meynte Hänschen, wenn Röschen zurück kömmt, und es wird gespielt, so bleibe ich auch noch. Aber spielen müssen wir, das sage ich."

Der guten Amalie hatte es viel Ueberredung gekostet, ehe sich Röschen entschloß. Aber mit dem Versprechen: daß sie mit ihren schönsten Spielsachen spielen wollten, hatte sie sie endlich doch zurück gelockt.

Was hatte Hänschen für Freude, als Amalie nach ihrem Spielkörbchen gieng.

„Kaum hätte ich es geglaubt, sagte Madame Wagner, daß du noch an den Puppen Vergnügen haben würdest. Meine Kinder haben ihnen

ihnen längst den Abschied gegeben. Wir haben sie nur blos darum beybehalten, um ganz kleinen Kindern, die mich bisweilen besuchen, ein Vergnügen zu machen.“

Aber daran kehrte sich weder Hänschen noch Röschen. Sie fielen mit Ungestüm über das Spielkörbchen her.

Amalie bat, daß sie nicht alles unter einander herumreißen möchten, und versprach ihnen alles zu zeigen. „Wenn man seine Sachen mit Schonung behandele, setzte sie hinzu, so könne man sie lange haben.“

Aber daran kehrten sich diese nicht, und ein Stückchen nach dem andern ward zerbrochen, zerrissen, verunstaltet.

Amalie sah ihre Mutter mit betrübten Augen an, und schien sie gleichsam dadurch zu fragen: was sie thun solle?

Die gute Madame Wagner sah mit Mißvergnügen zu, und zuckte die Achseln.

Das war für Amalien ein Wink, daß sie nur noch ein wenig Geduld mit diesen unartigen Kindern haben solle.

Amalie gehorchte, so sauer es ihr auch ankam; denn man kann sich es leicht vorstellen, dort konnte sie nicht an den unterhaltenden Gesprächen Theil nehmen, und hier mußte sie ihre liebsten Spielsachen ruiniren sehen, die sie so lang gehabt, und womit sie zeither so manchen kleinern Kindern Freude gemacht hatte. Sie trug ihre Leiden gelassen, und lies sich ihren Verdruß nicht abmerken.

Endlich wurde zwischen Hänschen und Röschen Zank. Röschen wollte diese Puppe haben, die Hännschen hatte; sie zerrten sich solche aus den Händen, kratzten sich, schimpften sogar.

Das konnte Madame Wagner ohnmöglich länger weder mit ansehen, noch anhören. Sie gab den Kindern einen derben Verweis, rufte ihr Mädchen, und befahl ihr: diese beyden unartigen Kinder nach Hause zu führen. Sie gaben tausend gute Worte, versprachen, es nicht wieder zu

thun.

thun. Madame Wagner lies sich erbitten. Aber in einer halben Stunde war es ärger, als es nicht gewesen war. Nun durften sie keinen Augenblick länger bleiben. Hanne mußte sie fortbringen.

Alle vier Kinder schienen gleichsam ein neues Leben zu beginnen, da sich Röschen und Hänschen aus der Gesellschaft entfernt hatten.

Amalie hatte sich keines Versehens schuldig gemacht. Sie hatte den beyden kleinen Gästen alles gegeben, was nur in ihrem Vermögen gewesen war; hatte sie mit vieler Geduld behandelt; sie gebeten, das oder jenes nicht zu thun: und wenn alles Bitten nichts fruchten wollte, so sah sie ihre gute Mutter an, und duldete, was sich jetzt nicht ändern lies.

Thränen stiegen ihr in die Augen, als sie ein Stückchen nach dem andern von ihren Spielsachen zerbrochen vor sich daliegen sah; aber sie erlaubte sich es nicht, weder mit harten Worten,

noch mit verzerrtem Gesicht dieses unartige Betragen Hänschens und Röschens zu ahnden; noch weniger riß sie den kleinen Wildfängen ihre Sachen mit Ungestüm aus den Händen.

„Nein, sagte Ferdinand, so viel ich auch Geduld zu haben glaubte, so übertrifft mich Amalie doch bey weitem.“

„Ja, fiel ihm Luise ins Wort, das hätte ich so lange nicht mit kaltem Blute ansehen können, wie Malchen. Ich kann mir so manches gefallen lassen, das aber war zuviel. Nein, sehen sie nur den Jammer mit an, beste Madame Wagner. Das schöne, täuschende Wachsgesichtchen an dieser Puppe, das ich noch nie so schön gesehen habe, in tausend Stücken! Und die Teller in der Küche zerbrochen, oder die zinnernen so zerbogen; ach! und keine der schönen Caffeetassen mehr ganz.“

Amalie. Das schmerzt mich am meisten. Es war das letzte Geschenk meiner lieben Frau Pathe, ein Andenken, über das ich beyde Hände breitete.

Fer-

Ferdinand. Ja, gutes Malchen, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, ich hätte beyde bey den Armen genommen, und sie zur Stube hinaus geführt.

Amalie. Es war auch einmahl, wie es war. Ich wollte meine Spielsachen zusammen nehmen, sie wieder einschließen; sie hätten beyde sagen mögen, was sie gewollt hätten.

„Nein, meine Tochter! du hast es so besser gemacht. Du weißt, dein guter Vater stehet mit den Eltern dieser beyden Kinder in der genauesten Verbindung; die Väter beyder sind sogar Vorgesetzte deines Vaters, und wie der Vater oft klagt, sehr empfindliche Menschen. Wären die Kinder nach Hause gekommen, wer weiß, was sie vielleicht ihren Eltern vorgelogen hätten. Und das seht ihr alle, daß sie sehr verzogen, vermuthlich durch Verzärtelung verzogen waren, wer stehet dafür, daß diese Eltern nicht einen Groll auf uns geworfen haben würden, und daß der daraus entstandene Verdruß weit größer gewesen seyn würde, als der Verdruß dieser Spielsachen?“ So belehrte Madame Wagner Amalien.

„Aber, um Vergebung,“ unterbrach mit aller Bescheidenheit Ferdinand Madame Wagner, „das dächte ich, sollte auch nicht seyn, daß die vornehmern Kinder die geringern beleidigen könnten, wie sie wollten. Ich wenigstens wäre nicht dazu geschaffen. Jüngst gieng des Hofrath Felkners ältester Sohn, ein Mensch von 12 Jahren, bey unsern Fenstern vorüber; zweymahl warf er vergebens nach unserer Amsel herauf, die in einem Gebäuer vor unserm Fenster stand. Ich bat ihn zweymahl: das unterwegens zu lassen; aber er lachte über meine Bitten, wie über meine Drohungen. Er warf das dritte mahl. Der Stein traf die Amsel nicht, aber er zerschmetterte das Fenster. Das hören, und zur Thür herausfliegen, war eins, und ich gab ihm eine Ohrfeige, daß er sich um und um drehete.“

Madame Wagner. Ey, ey! das geschah wohl nicht mit Ueberlegung?

Ferdinand. Und doch. Lange hätten wir ihn gewarnt; denn immer und immer lies er nicht nach, uns muthwillig in unsern gesell-

sellschaftlichen Spielen zu necken. Was mich noch beherzter machte, war, daß sein Vater, der Herr Hofrath, sagte: du, Anton; bringe diese Kinder nicht wider dich auf; wenn sie deine Beleidigungen nicht dulden, und dir unvermuthet etwas anhängen, dann komme nicht, und klage mir es. Ha ha! dacht ich; der Vater selbst wünscht es, daß er mit Schaden klüger werde, und ich nutzte die erste, die beste Gelegenheit.

Madame Wagner. Der Herr Hofrath wird überhaupt für einen sehr verständigen Mann gehalten; aber nicht immer ist das der Fall, daß man es darauf ankommen lassen darf. Wir wollen den Vornehmern immer die äußerlichen Vorzüge gönnen, worauf sie Anspruch machen wollen und können. So viel, wie möglich, nachgiebig zu seyn, o Kinder! glaubt, das ist eine Zierde für alle junge Leute. Es stehet ihnen so schön an, wenn sie bescheiden sind, und sie gewinnen dadurch die Herzen Aller, mit denen sie leben und in Verbindung stehen müssen.

Eduard. Aber, gute Mutter, wenn es nun die Vornehmern so arg machen, daß es gar nicht auszuhalten ist?

Madame Wagner. So harre wenigstens so lange aus, bis du einen schicklichen Augenblick, eine günstige Gelegenheit findest, dich von ihnen mit aller Bescheidenheit losmachen zu können. Geh ihnen dann so viel wie möglich aus dem Wege Selbst wenn sie eine Erneuerung deiner Bekanntschaft wünschen, so weiche diesen ihren stillern Wünschen eben so gut, wie ihren lauter gewordenen Anerbietungen mit Anstand und Artigkeit aus. Mach es, wie ich es mit Hänschen und Röschen von nun an machen werde. Nie, nie, werde ich sie wieder zu mir bitten, und selbst, wenn ihre Eltern es gegen mich äußern werden, daß sie mir ihre Kinder schicken wollen, so werde ich eine Entschuldigung haben, um es verbitten und abschlagen zu können.

So eben trat Herr Wagner zur Thüre herein. Es würde unartig gewesen seyn, wenn jetzt Eduard und Amalie hätten von ihren Stühlen aufspringen wollen, um ihren Vater, den sie so zärtlich liebten, zu begrüßen. Die Fremden mußten diesen Vorzug haben.

Ferdinand und Luise standen ganz still auf, giengen zu Herrn Wagner, und beyde machten ein recht anständiges Compliment.

Eduard und Amalie blieben indessen nicht, wie die kleinen Klötzer, auf den Stühlen sitzen. Sie standen auf, traten vor ihre Stühle und nickten dem guten Vater den freundlichsten Blick zu. Dann, wie jene von dem Vater waren empfangen worden, giengen sie ebenfalls zu ihm hin, und küßten ihm die Hand. Er drückte sie allgemein an das Herz, eines wie das andere. Die Freude läßt sich gar nicht beschreiben, die von nun an in diesem kleinen Zirkel herrschte; denn Herr Wagner war gewöhnlich der Schöpfer so mancher Spiele, die ihnen Vergnügen schaffen konnten und nützlich waren.

„Aber, fragte er seine Gattin: du hattest doch noch mehr Gesellschaft?“

Madame Wagner erzählte die ganze Geschichte, und beschloß damit, daß, da diese Kinder gar zu unartig geworden wären, sie sich habe entschließen müssen, sie nach Hause zu schicken; denn sie hätte nicht zugeben können, daß das gesellschaftliche Vergnügen der ganzen Gesellschaft durch diese unterbrochen worden wäre.

„Nein, mein Kind; du hast es recht gemacht. Nur artige Kinder werden geliebt, und gern in Gesellschaft gezogen. Die unartigen flieht man, und wenn ihnen jede Freude entzogen wird, so geschieht ihnen, was sie verdient haben.“

Herr Wagner erwähnte nun über jene kleinen Verwiesnen kein Wort weiter, und forderte dagegen die Anwesenden auf, sich mit mancherley Spielen zu vergnügen.

Luise machte lange viel Umständlichkeiten, ehe sie das erste Spielchen angab. Sie entschul-

digte sich, daß die bekannten Spiele aus der Mode gekommen, oder zu allgemein worden wären; daß sie selten oder nie die gehörige Geschicklichkeit besessen habe, die vorgeschlagnen Spiele der Gesellschaft so angenehm zu machen, als sie wohl wünsche.

„Schwesterchen! wie du nun bist!" erwiederte Ferdinand. Herr Wagner befiehlt, du thust das deinige. Auch ist kein Meister noch nicht vom Himmel gefallen, wie das Sprichwort sagt."

„Recht schön, mein lieber Ferdinand, erwiederte Herr Wagner. Die Bescheidenheit ist eine vorzügliche Zierde der Kinder; aber wenn sie zu weit getrieben wird, verliert sie von ihrer Schönheit. Man bewirkt dann bey Andern eine gewisse Aengstlichkeit; das viele Zureden, das bey solchen Personen Muth und Zutrauen erregen soll, fällt jedem schwer auf, und verscheucht nicht selten das gehoffte Vergnügen. Man will solche Personen nicht gern beleidigen; denn es giebt eine wahre und eine falsche Bescheidenheit."

Ferdinand. So jung ich noch bin, so habe ich doch diesen Unterschied bemerkt. Weißt du es? Schwester! Jüngst hatten wir den Fall. Eine unsrer Gespielinnen übertrieb es auch. Wir wußten gar nicht mehr, wie wir es mit ihr anfangen sollten. Endlich, da gar kein Zureden half, und man sich nothgedrungen sah, nichts weiter zu sagen, und sie in der Reihe zu übergehen, so machte sie ein böses Gesicht, und wir mußten wahrnehmen, daß sie unsern Entschluß sehr übel genommen hatte. So weit sie vorher ihre falsche Bescheidenheit getrieben hatte, so merkten wir doch hinterher, daß ihre Bescheidenheit nichts, als ein versteckter Stolz gewesen war. Erst hatten wir sie geliebt; aber nun wurde sie in unsern Augen lächerlich, und sie verlohr unser ganzes Zutrauen. Wir hatten viel Zeit mit ihr verlohren; wie vergnügt hätten wir nicht können unterdessen gewesen seyn.

Luise. Wenn mich mein Bruder —

Ferdinand. Liebe Schwester, verzeyh, daß ich dich nicht ausreden lasse. Ich weiß, was du

du sagen wolltest. Aber glaube nur: man macht seine Sachen so gut, als man kann, und jedermann wird mit uns zufrieden seyn.

Madame Wagner. Recht brav! recht brav! mein lieber Ferdinand.

Ferdinand. Wenn du also, liebe Schwester! meine Gedanken wüßtest, so würdest du ganz gewiß —

Luise. Bruder! ich verstehe dich.

Und sogleich gab Luise ein Spielchen an. Das Spiel war freylich schon bekannt; aber es hatte nichts, was die Sitten beleidigte, an sich; es gab zu manchen lustigen Bemerkungen Anlaß, und es verflog beynahe ein Viertelstündchen dabey, ohne daß nur eins von ihnen hätte verdrüßlich werden können.

Meine kleinen Leser werden ganz vermuthlich es gern wissen wollen, was Luise für ein Spiel vorgeschlagen habe?

Es war das allgemeine Frag- und Antwortspiel. Rechts wurde dem Nachbar die Frage

ins Ohr gesagt; links bekam er die Antwort. Da das die Reihe durch war, (auch Herr und Madame Wagner saßen in dieser Reihe) so sagte jedes laut, was ihm rechts und links in das Ohr gesagt worden war. Es kamen drollichte Dinge heraus, die oft wohl gar auch witzig waren. Herr Wagner machte seine Bemerkungen darüber, und bey allem Lachen war das Spiel sogar nützlich für die Kinder geworden.

„Siehst du nun, Luise! sagte Madame Wagner, daß wir Recht hatten, als wir wünschten, du möchtest etwas weniger bescheiden seyn."

Luise. Ich selbst freue mich darüber, daß sie alle Vergnügen dabey hatten; aber glauben sie nur, daß ich es fühle, wie ich das alles nur ihrer Gütigkeit, ihrer Artigkeit zu verdanken habe.

„Aber bedenke auch, liebes Luischen, bemerkte Amalie ganz richtig, wie wenig gesellschaftliches Vergnügen wir haben würden, wenn wir uns nur immer mit neuen Spielen unterhalten sollten. Auch alten Spielen muß eine ge-

bil-

bildete Gesellschaft, so sagt der Vater, gleichsam den Reitz der Neuheit zu verschaffen wissen."

Herr Wagner. Das ist allerdings wahr. Die unterhaltendsten Spiele, werden sie von sittenlosen oder dummen Menschen in Gesellschaft gespielt, machen Langeweile; da hingegen das unbedeutendste Spiel durch muntere Köpfe, durch die stille Verträglichkeit in dem Zirkel, eine mannichfaltige Unterhaltung verschaffen kann. Und nun wird uns Ferdinand ein Spielchen vorschlagen.

Ferdinand. Sie befehlen; ich gehorche. Sie werden wohl so gütig seyn, und vorlieb nehmen? Es wird zwar auch aus der Frau Mutter Handkörbchen kommen; allein ich verlasse mich auf ihre gütige Nachsicht, und wende Herrn Wagners Bemerkungen auch auf meine Wenigkeit an.

Ferdinand schlug sein Spiel vor. Es war ebenfalls kein neues, und machte dessen ungeachtet wieder allgemeines Vergnügen, und man vergaß es beynahe, daß man ein altes, bekanntes Spiel gespielt hatte.

Ganz unvermuthet, ganz unerwartet trat Hänschen wieder zur Thür herein. Alle wunderten sich.

„Bist du es wirklich, oder ist es dein Geist?“ fragte Ferdinand, und Herr und Madame Wagner freueten sich, daß er gefragt hatte, und sie der Frage überhoben gewesen waren.

„Warum?“ antwortete Hänschen.

„Hättest du bescheiden angeklopft, oder hättest du dich anmelden lassen, so würde das nicht so auffallend gewesen seyn.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ erwiederte Hänschen. „Ich bin ja schon dagewesen, warum sollte ich erst anklopfen?“

Luise. Und doch! Deine jetzige Erscheinung ist ganz so angesehen, als wenn du noch nicht dagewesen wärest. Du hast Abschied genommen; wir glaubten dich nicht wieder bey uns zu sehen. Also war das nicht artig.

Hänschen. Ey du wirst's wissen.

Herr Wagner. Und doch bin ich Luischens Meynung. Artig ist es auf keinen Fall, wenn man so geradezu bey fremden Leuten in das Zimmer tritt, und nicht zuvor ganz bescheiden anklopft. Deine Ausrede entschuldigt nicht, und es wird für dich gut seyn, wenn du für die Zukunft von Luisens wohlgemeynter Bemerkung Gebrauch machen wolltest. Und nun, was bringst du mir Hänschen?

Hänschen. Hier sind die Zeitungen.

Herr Wagner. Wer hat dir diese Zeitungen gegeben?

Hänschen. Mein Vater.

Herr Wagner. Hat er dir nichts weiter aufgetragen?

Hänschen Weiter nichts.

Herr Wagner. Hat er dir nicht etwan gesagt: meinen Empfehl an Herrn Wagner?

Hänschen. Ja; so sagte mein Vater.

Herr

Herr Wagner. Und warum richtetest du deinen Auftrag nicht aus?

Hänschen. Ich hatte es vergessen.

Luise. Ey, ey, Hänschen, wenn du nicht artiger wirst, so werden dir sehr wenig Menschen gut bleiben.

Hänschen. Aber, wie kömmt es, daß ihr noch gegenwärtig seyd? Warum durft ich und Röschen nicht länger bleiben?

Herr Wagner. Glaubst du denn Hänschen, daß man unartige Kinder gern bey sich hat? Daß du und Röschen, eins wie das andere, sich ungezogen betragen habt, hörte ich von meiner Frau; und ich billige es, daß sie euch nach Hause bringen lies. Da werdet ihr euch besser aufführen müssen. Sieh, Ferdinand und Luise führen sich gut auf, und wir genüßen in ihrer Gesellschaft viel Freude. Wärest du artiger gewesen, so hättest du an unsrer Freude Theil nehmen können.

Hänschen. Wollen sie mir es erlauben, noch ein Stündchen bey ihnen bleiben zu dürfen? Ich verspreche artiger zu seyn.

Herr Wagner. Da Hänschen bittet, will ich seine Bitte nicht abschlagen. Doch was er versprach, muß er halten. Hänschen, setz dich in unsere Reihe.

Hänschen setzte sich. Jetzt baumelte er nicht mehr mit den Beinen, wie vorher, und betrug sich, was das anbelangt, besser.

„Nun, Amalie," sagte der Vater, „ist die Reihe an dir, ein Spiel aufzugeben."

Amalie. Väterchen! Ich möchte das Ringspiel angeben, wie wir es nach Herrn Schummels Anweisung zu spielen pflegen.

Ferdinand und Luise (zugleich). O ja, o ja! das ist ein scharmantes Spiel.

Hänschen. Ihr meynt doch das nicht, das in den *) Kinderspielen stehet?

Luise.

*) Kinderspiele und Gespräche von Schummel, Leipzig bey Crusius.

Luise. Allerdings. Wir kennen kein anderes.

Hänschen. Und das nennt ihr ein scharmantes Spiel? Mir wenigstens hat es nie gefallen; hat mir nie Freude gemacht, und immer ist mir Zeit und Weile dabey lang geworden.

Ferdin. Uns nie. Und ich kann es auch nicht begreifen, wie das möglich seyn könne.

Hänschen. Da muß man Verschen wissen, muß wie ein Gelehrter thun, und, wenn ich spiele, so mag ich mir nicht gern den Kopf zerbrechen.

Herr Wagner. Und wenn nun Hänschen ein Spiel vorschlagen sollte?

Hänschen. Ja, da würde und müßte es etwas lustiges seyn.

Herr Wagner. Und das wäre?

Hänschen. Warten sie. Ich will mich gleich besinnen.

Luise. Wäre es nicht besser, doch will ich es weder fordern noch behaupten, wenn wir indessen, ehe sich Hänschen besinnt, das Ringspiel spielten?

Hänschen. Ach, ich dachte, was mir wäre. Ich werde mich gleich besonnen haben.

Ferdinand. Hänschen, mir kömmts ganz so vor, du würdest wieder unartig. Unserm guten Malchen gebührt als Frauenzimmer die Ehre; an deiner Stelle würde ich gewartet, und alsdann erst von Herrn Wagners Anerbieten Gebrauch gemacht haben.

Hänschen. Aber Herr Wagner fragte mich.

Ferdin. Ob dich Herr Wagner nicht vielleicht auf die Probe gestellt haben kann?

Luise. Bald sollte ich das selbst glauben, denn sieh, Herr Wagner lächelt; Ferdinand hat gewiß das rechte Fleckchen getroffen.

Herr Wagner. Vielleicht. Doch, wenn wir Hänschen länger unterbrechen, so kann er sich nicht besinnen.

Häns=

Hänschen. O, ich habe mich schon besonnen. Kämmerchen vermiethen, das ist ein schönes Spiel.

Luise. Ja, da hat Hänschen recht; da braucht man keinen Kopf, und nur flinke Beine dazu.

Hänschen (mit dem innern Gefühl, als wenn er seine Sache recht gut gemacht habe). Nun, nicht wahr?

Alle lachen über Hänschens Einfalt, daß er nicht verstand, was Luise gesagt hatte.

Herr Wagner. Höre Hänschen, mit deinem vorgeschlagnen Spiel wirst du, wie du merken kannst, wenig Glück bey uns machen. Solche Spiele gefallen uns nicht. Und wenn ich auch so nachgiebig seyn, und es annehmen wollte, so lärmt es doch viel zu sehr. Unter uns wohnen Leute, die würden dadurch belästiget, wenn wir ihnen auf den Köpfen herumtrampeln wollten. Einer von ihnen ist gar krank; bedenke, wie dir das

das thun würde. Wir wollen also immer das Ringspiel gelten lassen. Gieb acht, es wird uns Vergnügen genug gewähren. Amalie, du kannst anfangen.

Das Ringspiel wird gespielt.

Hänschen konnte diesem unterhaltenden Spiele keinen Geschmack abgewinnen, er machte ein verdrüßliches Gesicht, gähnte sogar und gab seinen Unwillen immer deutlicher und deutlicher zu erkennen. Die Gesellschaft achtete aber nicht darauf, und spielte so ungestört fort, als wenn er gar nicht zugegen gewesen wäre.

„Nein, sagte er endlich, ich kann die Langeweile nicht aushalten, die mir dieses verdrüßliche Spiel macht. Ich empfehle mich ihnen,“ sagte er. Er glaubte, daß man, wenn er würde gehen wollen, leicht ein andres Spiel wählen dürfe, und er dadurch seinen Zweck erreichen werde. Aber er hatte sich gewaltig geirrt.

„Adieu, Hänschen, sagte Herr Wagner; meinen Empfehl an deine Eltern.“

„Leb-

„Lebwohl, Hänschen," sagte Madame Wagner; und sie sagte das mit einer Miene, der man es abmerken konnte, daß es ihr lieber war, wenn Hänschen gieng, als wenn er blieb.

Die übrigen Kinder nahmen alle ganz gleichgiltig von ihm Abschied.

„Ich wollte wetten, sagte Amalie: Hänschen besinnt sich noch unterwegs, und kömmt zum dritten mahl wieder."

Herr Wagner. Besser für uns, er kömmt nicht wieder; denn ich sähe mich in die traurige Verlegenheit gesetzt, ihm es abschlagen zu müssen, Zeuge unsers geselligen Vergnügens zu seyn. Vielleicht bringt ihn unser heutiges Betragen zur Selbsterkenntniß, und lehrt ihn, künftighin sich besser in Gesellschaften zu benehmen. Er hat einen so braven Vater; ich kann mich nicht wundern genug.

Mad. Wagner. Aber man mag den Knaben sehen, wenn man will, so läuft er mit den ungesittetsten Kindern.

Herr Wagner. Freylich; freylich! Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Doch, wo blieben wir mit unserm Spiel stehen? Es ist unangenehm, wenn man auf solche Weise in seinem Vergnügen gestört wird.

Luise. An Malchen ist die Reihe; — sie ist uns noch ihr Reimchen schuldig.

Amalie. Und macht sichs zum Vergnügen, ihre Schuld sogleich abzutragen.

Sie spielen das Spiel aus. Madame Wagner kommt an die Reihe; alsdann Herr Wagner.

Die Kinder sind außerordentlich vergnügt. Es schlägt sieben Uhr.

Der Abschied.

Ferdinand. Um Verzeihung, wie viel hat das geschlagen?

Herr Wagner. Sieben Uhr ist es gerade.

Luise. Schon sieben Uhr? Wie ist uns die Zeit so angenehm verschwunden!

Eduard. Das macht uns wahre Freude.

Herr Wagner. Wo Einstimmigkeit in einer Gesellschaft herrscht; wo keins seinen eignen Willen haben, und sich gern nach den andern bequemen will, weil man sich alsdann auch gewiß nach ihm bequemen wird, da herrscht das wahre gesellige Vergnügen, und die Herzen schließen sich freyer und offner an einander an. Wo sich aber Menschen einmischen, die unserm Hänschen gleichen, dann entstehet nichts als Verdruß; statt sich zu vergnügen, zankt man sich, und sagt sich einander unangenehme Dinge.

Amalie. Wie soll man sich nun gegen solche Menschen verhalten?

Herr Wagner. Erst muß man nachgiebig seyn; dann ihnen freundschaftliche Vorstellungen machen, und ihnen es aus Gründen beweisen,

daß

daß nur das einmüthige, gesellige Vergnügen unsere Absicht sey, und wir keinen Eigenwillen dabey haben wollen und mögen. Haben sie gar keine Ohren, werden sie beleidigend, so schweigt. Kümmert euch um diese Einzelnen nicht weiter, achtet auf die übrige Gesellschaft; behandelt sie gleichgiltig, aber ums Himmelswillen nicht verächtlich. Weicht ihnen so viel aus, als ihr könnt, und sucht schickliche Gelegenheit, ihrer los zu werden. Hätte Hänschen ein vernünftigeres Spiel vorgeschlagen, wäre er nicht gleichsam darauf bestanden, so würde ich seinen Vorschlag recht gern angenommen haben. Malchen hätte warten müssen; denn Hänschen war fremd und unser Gast; aber da das Kämmerchen zu vermiethen, und dergleichen Spiele hier bey uns unschicklich sind, so wählte ich das Ringspiel und gab Malchens Vorschlag den Vorzug.

Ferdinand. Und wenn auch Hänschens Spiel noch so schön gewesen wäre, so hätte er doch so viel Artigkeit gegen Malchen, weil sie Frauenzimmer ist, haben, und schlechterdings zurücktreten

treten sollen. Ich hoffte, ihn aufmerksam zu machen; allein er hörte nicht, und beharrte auf seinem Willen.

Herr Wagner. Ueberhaupt muß man nie wollen, wenn man in Gesellschaft ist, daß es nur nach unserm Kopfe gehe, daß wir die einzigen Befehlshaber seyn wollen. Das Vergnügen Anderer befördern, heißt größtentheils eben so viel, als sein eignes befördern. Ist man billig gegen Andere, so sind sie es auch wieder gegen uns. Diese Regel, Kinder, setzt nie aus den Augen.

Nun wollen wir uns noch einige Stündchen Vergnügen machen. Sie bleiben heute doch bey uns?

Ferdinand. Und so eben wollten wir uns ihnen empfehlen. Es hat sieben geschlagen. Länger haben wir von unsern Eltern keine Erlaubniß erhalten.

Malchen. O nein, nein, Freundchen! ihr dürft noch nicht gehen.

Luise. Glaubst du denn, daß wir nicht recht herzlich gern bey dir bleiben würden? Du hast es ja gesehen, wie wir so vergnügt gewesen sind.

Madame Wagner. Ich will zu ihren Eltern schicken, und mir es ausbitten lassen.

Luise. So sehr sichs unsere Eltern zur Freude machen, daß sie uns ihrer Gesellschaft würdigen, so würden sie sie doch heute in eine große Verlegenheit setzen.

Herr Wagner. Wie so?

Ferdinand. Unsers Lehrers Geburtstag ist heute. Wir und unsere Eltern wollen diesem würdigen Mann eine unvermuthete Freude machen.

Herr Wagner. O, da haben sie vollkommen recht, da dürfen wir sie nicht abhalten.

Ferdinand. Doch haben wir noch eine Bitte an Herrn und Madame Wagner, ehe wir ganz Abschied nehmen.

Herr Wagner. Und diese wäre?

Ferdinand. Daß sie so gütig seyn und es ihren lieben Kindern erlauben möchten, uns künftigen Sonntag zu besuchen.

Mad. Wagner. Von Herzen gern; wenn es anders mit der Bewilligung ihrer Eltern geschieht.

Luise. Es ist der Wunsch unsrer Eltern. (Sie küßt Amalien.) O liebes Malchen, wie freue ich mich, dich bey uns zu sehen. Möchte es uns gelingen, dich eben so vergnügt bey uns zu haben, wie wir bey dir gewesen sind.

Ferdinand (geht zu Herrn und Madame Wagner; küßt dieser die Hand, und neigt sich vor Herrn Wagner.) Wir danken ihnen für das Vergnügen, so sie uns heute gemacht haben; wir fühlen ihre gütige Herablassung dankbar, und werden sie jederzeit zu schätzen wissen.

Auch Malchen verabschiedete sich mit gleicher Artigkeit.

„Lieben Kinder! wir wünschen euch eine gute Nacht. Empfehlt uns insgesammt euern würdigen Eltern, und besucht uns bald wieder; euer Besuch soll uns angenehm seyn, ihr möget kommen, wenn ihr wollet,“ sagten Herr und Madame Wagner. Sie küßten darauf die Kinder und ließen sie mit der herzlichsten Freude von sich.

Die Kinder umarmten sich unter einander, und so schloß sich dieser schöne Tag zur allgemeinen Zufriedenheit.

Wenn Wagners von guten artigen Kindern sprechen wollten, so stellten sie Ferdinanden und Luisen selbst ihren eignen Kindern zum Muster auf; und wenn sie sie warnen wollten, so nennten sie ihnen H ä n s ch e n und R ö s ch e n.

Nicht das Kleid; sondern unser Betragen giebt uns bey vernünftigen Leuten den Werth.

„Wer nicht ein schönes, neumodisches Kleid trägt, auf den sieht niemand. Das Kleid macht den Mann.“ So sagte der kleine Friedrich.

Diesen Grundsatz hatte er von seiner Mutter gehört, die als eine sehr eitle Frau in der ganzen Stadt bekannt war. Sobald nun eine neue Mode erschien, so plagte er seine Mutter so lang, bis sie ihm entweder ein neues Kleid machen, oder wenigstens diejenigen Kleider, die er zeither getragen hatte, umändern lies.

Das ist nicht zu läugnen, jede neue Frisur, die sich blicken lies, schicklich oder unschicklich, häslich oder schön, die trug Friedrich zuerst; seine Kleider waren nicht nur nach dem neuesten Modeschnitt; sondern auch prächtig. Kein Knabe in der ganzen Stadt hatte so schöne Kleider.

Friedrich hatte bey Herrn Reichmann im Nahmen seiner Mutter etwas zu bestellen.

Zu gleicher Zeit erschien Carl, ein Knabe, der ganz einfach und mit Geschmack gekleidet gieng; dessen Kleider sich aber weder durch Pracht, noch durch den neusten Schnitt nach der Mode auszeichneten.

Es war bey Herrn Reichmann gewöhnlich, daß man nicht geradezu laufen konnte, sondern sich erst anmelden lassen mußte.

Anne, die Magd in Herrn Reichmanns Diensten, fand die beyden Knaben auf dem Vorsaal.

Natürlicherweise konnte eine Person nach ihren Einsichten und Verstandeskräften nicht anders, als daß sie, weil Friedrich glänzender angezogen war, als Carl, solchen auch zuerst anmeldete.

Herr Reichmann wußte aber einen bessern Unterschied zu machen. Friedrich betrug sich als

ein Geck. Das, was ihm von seiner Mutter aufgetragen worden war, richtete er so bunt durcheinander aus, daß wirklich Herr Reichmann nicht eigentlich wußte, was er wolle. Dabey guckte der junge Narr unaufhörlich in den Spiegel, bald stellte er sich auf die Zehen, bald zupfte er an seiner Halskrause — kurz, wenn er es auch nicht sagte, mit deutlichen Worten sagte: seht auf mich, bin ich nicht ein artiger, galanter Mensch? so sah man es ihm doch an den Augen an, daß er das damit sagen wollte.

Anfangs lächelte Herr Reichmann über den kleinen Gecken; aber bald ärgerte er sich über die Geistlosigkeit dieses jungen Menschen, der alles, was er werth seyn wollte, gleichsam seinen Kleidern verdanken mußte.

Carl trat in das Zimmer. Welche Artigkeit in jeder seiner Geberden! Wie bestimmt drückte er sich aus, was er auszurichten hatte, und ihm von seinen Eltern aufgetragen worden war.

Herr Reichmann hörte ihm mit Entzücken zu und behandelte ihn mit ungleich mehrerer Achtung, als den kleinen Friedrich.

Nachdem sich nun dieser beynahe müde und zum Ueberdruß in sich selbst vergafft hatte, fiel es ihm endlich doch auf, daß Herr Reichmann alles mit Carln und mit ihm kein einziges Wörtchen sprach. Er versuchte es daher selbst, sich wichtig zu machen. Das glaubte er nicht besser bewerkstelligen zu können, als wenn er Carln fragte: warum er ein so geringes, altmodisches Kleid anhabe?

„Gering und altmodisch?" antwortete Herr Reichmann in Carls Nahmen. „Keins von beyden scheint mir Carls Kleidung an sich zu haben. Er trägt sich, wie sich alle gesittete Knaben tragen, die sich nicht zum Hanswurst machen lassen wollen. Gering ist sein Anzug nicht. Dieses Tuch ist fein genug, und was seine vorzügliche Zierde ausmacht, ist seine Reinlichkeit. Länger als ein Jahr, dächt ich, wäre es, daß es Carl bekam, und sieh es an, genau an, ob du nur ein Fleckchen drin-

nen findest. Soll ich es frei heraus gestehen, so muß ich es bekennen, daß mir Carls Anzug ungleich besser gefällt, als der deinige. Geputzt, das gebe ich allenfalls zu, kannst du besser seyn, als Carl. Aber nicht das Kleid, sondern das Betragen zeigt, daß wir artig sind, und giebt uns bey vernünftigen Leuten den Werth. Ich putze mir eine Puppe an, so prächtig, als möglich, soll ich sie dann schätzen, wie einen Menschen? Und eine geputzte Puppe ist mir immer noch lieber, als ein Mensch, der weiter nichts ist, als daß er sich geputzt hat, weil jener ein Narr dabey wird, und sich seinen eignen Werth nicht zu behaupten getraut. Laß Carln unter hundert geputzten Närrchen nach deinem Schlag sich befinden, der Verständige wird ihn heraussuchen; über jene lachen, und diesem seinen Beyfall geben.

Friedrich machte ein schnippisches Gesicht über diese so wahre Bemerkung.

Herr Reichmann achtete nicht darauf; behandelte den kleinen Friedrich ganz geringschätzend.

Carln

Carln hingegen gönnte er seine ganze Aufmerksamkeit, und bezeigte ihm viel Gefälligkeit.

Wie das Närrchen, der kleine Friedrich, nach Hause gieng, dachte er: Hm! Man hält Herrn Reichmann für einen so verständigen Mann? — An mir hat er es nicht bewiesen. Seine Magd, die alte Anne, weiß das besser zu schätzen. Sie meldete mich zuerst an, und dann erst Carln. —

Friedrich ward zu Maitals in Gesellschaft gebeten. Hätte er jene guten Lehren nicht zu geschwind vergessen gehabt, so würde er einer neuen Beschämung überhoben gewesen seyn.

Kaum war er unter die Reihe von Kindern getreten, die sich jetzt versammelt hatten, kaum hatte er sie mit einer halbverächtlichen Miene gegrüßt, so stellte er sich schon dem Spiegel gegen über, und bewunderte seine kleine Figur mit einer so deutlichen Selbstgefälligkeit, daß die übrigen gesetztern Kinder überlaut lachen mußten.

„Ihr Schöpse! warum lacht ihr denn?“ fragte Friedrich mit einer sehr beleidigenden Miene.

Carl verhütete es, daß er nicht eine Gegenantwort bekam, wie er sie wohl verdient hatte. „Thut das nicht, meine Freunde,“ so sagte er einigen Gespielen heimlich ins Ohr, die über dieses Betragen unwillig geworden waren. „Dergleichen Reden arten in Gegenreden aus; der Witz wird endlich immer beleidigender, wird zur Grobheit wohl gar, und allgemeiner Zank ist die Folge davon. Ertragt ihn mit Geduld. Er wird in sich gehen. Man höre nicht auf ihn; man sehe nicht auf ihn, das wird ihn am sichersten demüthigen.

„Versucht es nur einmahl mit mir,“ fuhr der kleine Hasenfuß fort, „wir wollen mit einander durch eine Straße gehen, auf wen man von uns zuerst die Augen richten wird. Ich darf mich nur sehen lassen, so fliegen alle Fenster auf.

„Richtig, rief die kleine muntere Julie: Das pflegt sehr oft zu geschehen, wenn sich etwas närrisches sehen läßt. Sogar ist das jüngst geschehen,

hen, als ein Hanswurst durch die Straßen der ganzen Statt ging.“

Alle belachten den Einfall überlaut; aber Carl verbat es, auf diese Weise fortzufahren.

Amalie erschien jetzt in der Gesellschaft. Längst hatte sie sich vorgenommen, Friedrichen zu demüthigen. Jetzt hatte sie es besonders darauf angelegt. Sie hatte an ihrer Hand den kleinen Franz, ihres Pachters jüngsten Sohn, einen jungen drollichten Menschen, der viel Gewandheit des Körpers hatte, und einen jungen Gecken so natürlich nachmachen konnte, daß er Friedrichs treuestes Ebenbild zu seyn schien. Amalie hatte ihn so prächtig, als möglich, angekleidet, daß er seinem Vorbild nicht nachstehen durfte. Er war ganz in Friedrichs Manier frisirt; er hatte all die kleinen Albernheiten von bald zu lustigen bald zu einfältigen Geberden in seiner Gewalt, durch die sich Friedrich auszeichnete, und worauf er seinen größesten Stolz setzte. Kurz, Franz spielte seine Rolle gut, so gut, daß ihn selbst Friedrich nicht erkannte,

kannte, ob er schon einigemahl mit ihm in Gesellschaft gewesen war.

Er gab sich hauptsächlich mit Friedrichen ab, und dieser freuete sich; denn gleich und gleich gesellt sich gern. —

„Da habt ihrs, rief Friedrich aus, daß ich meine Gesellschaft zu wählen verstehe.“

Franz machte tausend Kratzfüße und spielte den Gecken fort.

Ernst, eines Tuchmachers Sohn, der bey Herrn Maital die Lehrjahre stehen sollte, und von einem kleinen Oertchen herkam, ward von Madame Maital zum erstenmahl in diese Gesellschaft eingeführt. Dieser junge, sonst sehr liebenswürdige Mensch, zeigte jetzt eine gewisse Verlegenheit, die beynahe Aengstlichkeit war. Er wußte nicht, wie er seinen Hut in der Hand halten, wo er seine Hände hinthun sollte. Sein Compliment hatte er übrigens mit vielem Anstand gemacht.

„Hm!

„Hm! sagte Friedrich Fränzchen ins Ohr: man siehts dem Menschen doch an, daß er nur aus einem kleinen Städtchen kömmt, und der Sohn eines Tuchmachers ist.“ Fränzchen pflichtete ihm spöttelnd bey; mußte aber sein Gesicht wegkehren, daß man sein Lächeln nicht entdeckte. Friedrich nahm das für baare Münze, und freuete sich, endlich doch einen so vornehmen Gespielen getroffen zu haben, der mit ihm eines Sinnes war.

Ernst verlohr nach und nach das Steife und Aengstliche in seinem äußerlichen Anstande, und das geschah durch das angenehme, freundliche Betragen der Madame Maital sowohl, als der übrigen Kinder. Außer Friedrichen gaben sie ihm alle den vollsten Beyfall, als er bereits offener und zutraulicher ward. In kurzer Zeit ward Ernst der Liebling der ganzen Gesellschaft, und sie sahen wohl ein, daß sie, dem ersten Anscheine nach, alle ein falsches Urtheil von ihm gefaßt hatten.

Madame Mital meynte: Unverschämt zu seyn, (und sie sah dabey auf Friedrichen) zeige noch weniger von guter Lebensart, als wenn man etwas einfältig und allzublöde in einer Gesellschaft sey.

Jetzt war die kleine Gesellschaft ganz Ohr, man lies kein Wort unbemerkt, wenn man Ernsten über dieses oder jenes eine Erklärung abverlangte, oder von seinen Erfahrungen eine Erzählung forderte. Er war dabey aber kurz, und hütete sich, der Alleinsprecher und der Wortführer zu seyn. Man würde ihm vielleicht den ganzen Tag zugehört haben; allein er wußte, daß eine Gesellschaft vergnügter sey, je mehr sie sich unter einander mittheile, eins das andere ablöse, und die Unterhaltung sich gleichsam im ganzen Kreiß herumdrehe.

Friedrich flüsterte Franzen ins Ohr: „Wie sie alle dasitzen, als wenn sie nichts als Tuchmacherskinder wären, und sind doch die Kinder der erstern Familien in der Stadt!“ Franz bejahete

das,

das, nahm eine ernstliche Miene an, und bezeigte seine Bewunderung ebenfalls darüber.

„Warten sie, warten sie nur, fuhr Friedrich weiter fort, ich will den Burschen bald verdunkeln.“ Und mit einemmahl störte er die ganze übrige Gesellschaft; unterbrach sie in ihrer angenehmen Unterhaltung, indem er das Wort allein übernahm, und nun von nichts, als den neusten Frisuren, den berühmtesten Friseurs und Schneidern; von den neuesten Modezeugen und was dergleichen albernes Gewäsche noch war, redete. Man wagte mitunter eine Sylbe dazwischen; aber vergebens; er lies keinen Menschen zum Wort kommen. Niemand gab ihm Beyfall, als Fränzchen, der sich alle Mühe gab, so treulich den Gecken nachzumachen, als es Friedrich nur wünschte. Und dieser küßte ihn dafür und lobte ihn mit dem größesten Entzücken.

Der Verwalter wurde bey Madame Maital gemeldet, und angenommen.

Wie,

Wie er zur Thüre hereintrat, war er in tausend Verlegenheit. „Madame, sprach er, ich bin nicht Schuld, mir rechnen sie es nicht zu — "

Madame Maital, die von der ganzen Sache wußte, aber doch nichts davon wissen wollte, fragte den ängstlichen Mann: was er wolle?

„Mamsell Malchen hats gethan, hat den Jungen als einen vornehmen Mann angekleidet, und hierhergeführt," sagte er.

Madame Maital zeigte noch größere Verwunderung: Verwalter! ich weiß gar nicht, was er will.

Der Verwalter zeigte mit den Fingern auf Franzen: Sehen sie denn nicht, daß der Narre dort mein Junge, mein Franz ist. Ich bitte, ums Himmelswillen, nehmen sie mirs nicht übel.

Alle guckten Franzen ins Gesicht: Wirklich! es ist Franz. Ey der tausend! wie nicht Kleider

Leute

Leute machen, und wie der nicht den Vornehmen eben so gut zu spielen weiß, als Friedrich!

Friedrich (voll Verwunderung.) Wie? der ein Bauerjunge? — O, das ist schändlich, mich so zum Narren zu haben! Ich muß ja nicht bey euch pöbelhaften Menschen seyn!

Er hohlte seinen Hut und lief, ohne Abschied zu nehmen, davon. Man lies ihn laufen.

Amalie erzählte den ganzen Spaß, und alle lobten Fränzchens Geschicklichkeit. Franz zeigte sich alsdann auf einer andern Seite als liebenswürdiger, gesellschaftlicher Knabe, nachdem er seine ihm eigenthümliche Kleidung angezogen hatte.

Ob sich wohl Friedrich nun für beschämt halten wird? Ob er es nun wohl einsehen wird, daß, um sich die Achtung der Vernünftigen zu erwerben, es auf etwas mehr, als auf ein neumodisches Kleid ankomme? daß man, um in Gesellschaften wohlgelitten zu seyn auch von etwas anderm und

wichti-

wichtigeren, als von den neuesten Moden, berühmtesten Schneidern und Friseurs; von Vergnügungen müsse zu sprechen wissen; und daß eine Puppe — nur eine Puppe bleibe. Was sagen meine Leser dazu?

Der kleine Ludwig hatte die Unart an sich, daß er, war er in Gesellschaft, und man erzählte etwas, den Erzähler unterbrach, und durch mancherley Zwischenfragen seine Erzählung aufhielt. Man verwies ihm das, und sagte ihm, daß man einen jeden ausreden lassen müsse, und ihn nicht unterbrechen dürfe.

„Aber, sagte Ludwig: wenn mir nun gerade einfällt, über das oder jenes belehrt zu seyn, oder eine nähere Auskunft wissen zu wollen?"

„Dann, so sagte sein Vater: mußt du es doch abwarten, bis man ausgesprochen hat."

„Wenn ich es aber vergesse, während er forterzählt?"

„So

„So ist dir nicht zu helfen. Den Fall will ich ausnehmen, daß er dir etwas ganz allein erzählt, und Andere nicht daran Theil nehmen dürfen; sind aber noch mehrere gegenwärtig, so mußt du dir es gefallen lassen, daß er forterzähle.“

„Wenn ich aber etwas überhört, oder gar nicht gehört hätte?“

„Dann ist das deine eigene Schuld. Wird etwas erzählt, woran du Theil nehmen willst oder sollst, so mußt du deine Gedanken beysammen haben. Hast du irgend etwas überhört, so wäre es unbillig, es andern abverlangen zu wollen, daß sie deinetwegen aufgehalten werden sollten. So oft du wider diese Regeln verstoßen solltest, wirst du jedesmahl die Artigkeit beleidigen, die doch eines Jeden Pflicht und Schuldigkeit ist. Auch verliert der Erzähler, wenn er öfters unterbrochen wird, endlich den Faden seiner Erzählung; er muß die Zuhörenden fragen, wo er bey seiner Geschichte stehen geblieben sey; und das macht ihn und andere unwillig.“

Der kleine Ludwig lies jedennoch seine Unart nicht, sie war gleichsam schon zur Gewohnheit bey ihm geworden, und Gewohnheit ist die zweyte Natur. Er zog sich viel Verdruß zu, und ob er gleich im übrigen ein guter Knabe war, so sah man ihn nie gern in Gesellschaften.

August, von gleichen Jahren, hatte die nehmliche Unart an sich. Beyde trafen sich jüngst in einer Gesellschaft. Ludwig fieng an zu erzählen. Alle Augenblicke unterbrach ihn August und störte ihn, daß er selten wußte, wo er in seiner Erzählung stehen geblieben war. Ludwig glaubte, August wollte das alles mit Fleiß, und vergönnete ihm es nicht, daß er forterzählen solle. Ludwig sagte daher Augusten sehr derbe Wahrheiten, gab ihm Verweise und Lehren und zeigte ihm das Unschickliche in seiner Lebensart mit vieler Beredsamkeit. Die Gesellschaft entschuldigte Augusten und sagte: es sey zwar eine üble Angewohnheit, allein aus Bosheit und heimlicher Mißgunst geschäh das nicht.

„Wie leicht man doch über Andrer Fehler sprechen kann!“ sagte ein alter, fremder Mann, der in einem Winkel ruhig zugehört hatte. „Erzählt man etwas in einer Gesellschaft, wo der kleine Ludwig zugegen ist, da muß man sich das nehmliche sehr oft von ihm gefallen lassen, was August that.“

Ludwig wurde durch die Art, wie ihm das so laut, so geradehin gesagt wurde, beschämt; er dachte an die Lehren seines Vaters, die er nicht befolgt hatte, und fühlte nun selbst an sich das Unangenehme, wenn man ohne Noth von Andern in seiner Unterhaltung unterbrochen wird. Von nun an suchte er diese üble Angewohnheit zwar abzulegen; etwas davon hing ihm aber jedennoch bis in sein spätestes Alter an.

Warum hört sichs vielen Kindern so schlecht zu, wenn sie etwas erzählen?

Adolph und Ludwig, beyde erzählten gern in Gesellschaften. Wie kam es aber, daß man dem kleinen Adolph lieber zuhörete, als dem kleinen Ludwig?

Ludwig erzählte verworren, und vergaß immer etwas, wenn er eine Begebenheit erzählen wollte. Wenn er schon in der Mitte seiner Erzählung war, so fiel ihm gewöhnlich erst ein Umstand ein, den er hätte beym Anfange erwähnen sollen.

Adolph mischte keine fremden Gegenstände, oder überflüßige Bemerkungen ein. Ludwig aber wollte mitunter seinen Witz zeigen, und doch hatte die Natur ihm keine besondere Anlage dazu verliehen. Dadurch machte er Langeweile und man sah es Allen an, die ihm zuhörten, daß sie gleichsam mit ihrer Miene andeuten wollten: er möchte

möchte gern etwas besonders sagen wollen, aber er könne es nicht. Sein Witz war platt, auch öfters von dem und jenem erborgt. Nicht selten hatte er das Unglück jener Krähe zu gleichen, die sich mit fremden Federn geschmückt hatte. Man zupfte ihm die fremden Federn aus, und dann stand er in einer bemitleidenswerthen Gestalt da.

Adolph hatte sich keine besondern Worte angewöhnt, die durch das öftere Wiederhohlen derselben so lästig werden. Ludwig hatte deren viele. Unter andern hatte er das an sich, wenn er sich selbst oder andere bey seiner Geschichtserzählung aufführte, daß er sich alle Augenblicke der Redensart: da sagt er, da sagt ich, da hat er gesagt, hauptsächlich aber des Wörtchens und bediente, wenn es mit seiner Erzählung nicht so recht fortwollte.

Adolph faßte bündig die merkwürdigsten und auffallendsten Dinge zusammen, und Ludwig hielt sich bey den kleinsten, unbedeutendsten Dingen auf, die den raschen Gang der Geschichte hemmten, und ihr nicht den mindesten Reiz ver-

schafften. Besonders hatte er die Unart an sich, daß, wenn er etwas von einer Person erzählte, er es gleichsam forderte, daß man solche so gut kennen müsse, als er. „Röschen, so erzählt er jüngst, ihr müßt sie kennen“ — Und keins in der Gesellschaft kannte sie. Nun kam er auf das Haus, worinnen Röschen wohnte, dann auf Vater und Mutter; kurz, das dauerte eine Viertelstunde, und niemand kannte demungeachtet Röschen. Das ermüdete so sehr, daß man lieber von dieser Geschichte — gar nichts wissen wollte.

Adolph hatte das, was er erzählen wollte, zuvor gehörig gefaßt und verstanden, darum konnte er es richtig und recht wieder erzählen. Ludwig wollte nur immer erzählen, ohne zu wissen, ohne sich zuvor geprüft zu haben, ob er das Geschichtchen, die Begebenheit auch so inne und gefaßt habe, daß er sie ohne Anstoß wieder erzählen könne. Oft hatte er, wie man im Sprichwort sagt, lauten und nicht zusammenschlagen gehört. Man ward ihn bey Geschichtchen, die er ganz gut wußte, überdrüssig; wie vielmehr bey solchen,

wo er seiner Sache ungewiß war. Oft eh er zu erzählen anfieng, machte er viel Wesens und spannte die Aufmerksamkeit und Neugierde auf das höchste, und wenn man es dann beym Lichte besah, so war es ein blinder Lerm, und es gieng dabey her, wie bey dem Berge, der gebähren sollte, alle Welt neugierig herbey lief und sich ärgerte, da der Berg — eine Maus gebahr.

Adolph erzählte immer nur solche Dinge, daß die ganze Gesellschaft, worinnen er sich befand., daran Theil nehmen konnte. War es schon bekannt, und man lies ihm das merken, so brach er ganz bescheiden ab. Auch traf sichs bisweilen, daß er falsch berichtet worden war. Wenn ihm dann von der Gesellschaft eins oder das andere eines besseren belehrete, so hörete er es mit Artigkeit und ganz gelassen an, und freuete sich, daß man ihn eines bessern belehrt hatte. War er überzeugt, daß man dasjenige selbst nicht genau wußte, und daß man ihm gleichsam nur widersprechen wollte, so gerieth er darum nicht außer sich, wurde darum nicht beleidigend, und gab

nicht Anlaß zu einem Gezänk. Er hörete es mit an, benahm dadurch seinem Gegner alle Kraft, und genoß alsdann immer den Beyfall der Vernünftigern in der Gesellschaft. Ludwig dagegen wollte stets die Sprache allein führen. Oefters verlohr sich immer einer nach dem andern von seinen Zuhörern; dann aber quälte er durch die Fortsetzung seiner Geschichte diejenigen, die aus übertriebener Artigkeit ihn nicht hatten verlassen wollen, daß ihnen der Angstschweiß hätte ausbrechen mögen. Oder lies man es ihm merken, daß das, was er sagen wolle, allgemein bekannt sey, so lies er sich doch nicht stören und fuhr darinnen fort. Man glaubte, er werde das, was er sagen wollte, angenehm vortragen, und daß er die Gesellschaft überraschen werde; aber man hatte sich geirrt. Es hörte sich ihm erbärmlich zu. „Ich wüßte nicht, warum wir uns die schöne Zeit so muthwillig von einem elenden, geistlosen Schwätzer verderben lassen sollten," sagten die Uebrigen alle, und sie benahmen sich dabey so, daß er endlich, sehr beschämt, schweigen mußte. Erzählte er etwas, und man konnte ihn überweisen, daß

er

er falsch berichtet worden sey, so nahm er das nicht, wie Adolph, bescheiden auf und an, sondern er behauptete seine Rede mit einer auffallenden Unverschämtheit. Und wenn er nicht weiter fortkonnte, sagte er: daß er es besser wissen müsse, weil es ihm diese oder jene würdige Person gesagt habe, die dabey selbst zugegen gewesen wäre; oft log er hinzu, daß er selbst dabey gewesen sey. Jeder Widerspruch brachte ihn in eine unbändige Hitze, und es war ausgemacht, in der Gesellschaft, worinnen Ludwig sich befand, war der Zank kaum zu vermeiden.

Ludwig war also gerade das Gegenstück von Adolph. Ludwig wurde in keiner Gesellschaft gern gesehen; Adolph wurde hingegen allgemein geliebt.

Regeln, nach denen Adolph handelte, wodurch er ein angenehmer Gesellschafter und von Groß und Klein geliebt wurde.

Adolphs erste Regel war, daß er jedesmahl sein Betragen nach dem Charakter der Gesellschaft einrichtete, worinnen er sich befand. War er unter Vornehmern als er, das hieß eben so viel bey ihm, als war er unter Erwachsenen, Gebildeten, so zog er sich, jedoch ohne ängstliche Schüchternheit, zurück, und sprach nicht eher, als bis er gefragt wurde; dann antwortete er bestimmt, dreust, jedoch bescheiden. Seine Miene war gefällig, sein Auge nicht starr und frech auf den gerichtet, der mit ihm sprach; es war gleichsam der Ausdruck von dem, was in seiner Seele vorgieng.

Von ihm war auch hier wieder Ludwig das Gegentheil. Entweder er kroch furchtsam zurück, oder er war überdreust; entweder er schlug seine Augen ganz zur Erde nieder, und stammelte

te

te kaum einige unbestimmte und undeutliche Worte auf die an ihn gethanen Fragen; oder er schweifte mit seinen Augen im Zimmer umher, heftete sie auf andere Gegenstände, und nur nicht auf den, wohin er sie richten sollte, auf den, der mit ihm sprach; bald zupfte er wieder an der Weste, bald rückte er dieses oder jenes an seiner Kleidung zurecht. Kroch er nun in der Gesellschaft vornehmerer Leute schüchtern zurück; ward er roth, wenn man mit ihm sprach; schlug er seine Augen nieder; wuste er nicht, wo er seine Hände lassen sollte; so hielt man ihn entweder für einen Einfaltspinsel oder für einen jungen Menschen, der ein böses Gewissen habe. Und dadurch entzog er sich das gute Zutrauen, das wohlgezogene Menschen in den ersten Augenblicken schon zu gewinnen wissen. Schweifte er aber mit seinen Augen flatterhaft im Zimmer umher, ruhten sie nicht auf dem, der mit ihm redete, so nahm man das für ein Kennzeichen und eine stillschweigende Erklärung von ihm auf, daß er ihn seiner Aufmerksamkeit nicht werth halte, und man verachtete ihn seines ungesittetesten Wesens halber;

denn wer wird sich von einem solchen Knaben mit Geringschätzung behandeln lassen? Er entschuldigte sich bisweilen, daß er das nicht aus solcher Absicht gethan habe; allein man glaubte es ihm selten, und wer ja so nachsichtsvoll war, gab ihm doch einen tüchtigen Verweiß. Verzieh man ihm es auch, so konnte man ihn doch nicht so gut, wie Adolphen leiden, und stellte ihn in die Reihe ungesitteter Kinder.

War Adolph in dem Zirkel, wo jeder seines Gleichen und von nehmlichen Jahren, wie er, war, so war er immer heiter und freundlich; hatte er auch vorher etwas verdrüßliches gehabt, so lies er sich das nicht abmerken; ja, war auch einer oder der andere sogar gegenwärtig, der ihn beleidiget hatte, oder dem er aus andern erheblichen Ursachen seine volle Liebe und Achtung nicht schenken konnte, so lies er das seinem Gegner im geringsten nicht empfinden. Er drängte sich geradezu nicht hin zu seiner Gesellschaft, um sich in die Verlegenheit zu setzen, einen auffallenden Heuchler spielen zu müssen; aber er floh auch eben

sowohl sein Auge nicht, warf keinen zweydeutigen Blick auf ihn; noch weniger machte er sich der kleinsten anzüglichen Rede schuldig. Die Pflichten, für das allgemeine Vergnügen zu sorgen, waren ihm wichtiger, als daß er mit Eigensinn die Vorschläge Anderer nicht hätte mit Vergnügen annehmen sollen; er war zutraulich, offen, nachsichtsvoll bey Fehlern, entschuldigte lieber, als daß er mit heftigem Unwillen auf die losstürmete, die nicht gerade seine Gedanken trafen, und seinen Willen befriedigten.

Von diesem Allem war Ludwig das Gegentheil. Bald war er überlustig und wild; bald war er mürrisch und so still, man hätte ihm jedes Wort abbetteln mögen. Und jemehr man ihm zusprach, je größere Nachsicht man ihm gewährete, desto unhöflicher ward er. „Ich rede, wie mir es um das Herz ist,“ sagte er bisweilen und meynte nach einem allgemeinen, aber immer sehr falschverstandnem Grundsatz, daß das die besten Menschen wären. Und deshalb begieng er die meisten Grobheiten. Seinen Verdruß, den er

vorher, gewiß nur selten unverdienter Weise, gehabt hatte, lies er dem gesellschaftlichen Zirkel entgelten. War er von einem oder dem andern beleidiget worden, so vergaß er die Pflichten, die er der gesellschaftlichen Versammlung schuldig war; band entweder mit ihm an, oder bediente sich der anzüglichsten Reden, der beißendsten Sticheleyen, und hörte nur dann erst auf, wenn ihn der Gegentheil mit edler Nachsicht beschämte. Statt ihm auszuweichen, suchte er ihn gleichsam auf, und machte die Stunden der Freude zu den Stunden des Verdrusses. Man nennte ihn überall den muthwilligen Zänker, und wer seine Gesellschaft vermeiden konnte, thats nicht mehr, als gern. Ueber die Fehler, die andre begiengen, warf er sich zum strengsten Richter auf, und wenn man ihm das Wiedervergeltungsrecht empfinden lassen wollte, so ward er unverzeyhlich grob. Andere hatten nie recht, er nur; und wer seine Vertheidigung nicht annahm, mußte sich wohl gar Schimpfreden gefallen lassen.

Adolph drang nie seine Meynung auf. Er überlies sie der Prüfung seiner kleinen Freunde,

und er hatte dann nichts darwider, wenn die Entscheidung allgemein übereintraf. Ludwig aber suchte sich immer einige aus, von denen er glaubte, daß sie ihm vorzüglich wohlwollten; und was glaubt nicht ein solcher Mensch alles? Er befaßte sich mit diesen nur, schloß sich nur an diese an, und stieß sie, zur Dankbarkeit, daß sie mit ihm übereinstimmen sollten, bald mit dem Ellenbogen an die Brust, bald in die Ribben, und fragte jedesmahl: Habe ich nicht recht? Müssen sie das nicht selbst gestehen? — Noch mehr, er nahm sie öfters und zog sie mit sich in einen entfernten Winkel, und hörte nicht auf, ihnen in die Ohren zu flüstern. Da zupfte er sie bald an ihrer Halskrause, bald am Ermel, bald an den Knöpfen. Wer einmahl diese Ehre von ihm genossen hatte, dankte sicher für das zweytemahl im voraus, und suchte, ihm zu entschlüpfen. Man lernte ihn bald allgemeiner kennen, und es hielt nach und nach sehr schwer, daß er solche Puppen kriegte, die ihm zu seiner Spielerey dienen konnten.

Adolph, das werden meine kleinen Leser sich im voraus denken können, gehörte nicht unter die

Schwätzer. Was er sprach, hatte er vorher überlegt; wovon er nicht gehörige Kenntnisse hatte, redete er gar nicht; um Dinge, die ihn nichts angiengen, kümmerte er sich nicht. Auch hierin ist Ludwig das Gegentheil. Er gehört unter die unbarmherzigsten Schwätzer; sein Mund ist eine wahre Plappermühle, so bald ihm die lästige Laune dazu ankömmt. Da viel reden und gut reden ohnmöglich immer beysammen seyn können, so läßt sichs von selbst schließen, daß ein Schwätzer selten um die Wahl dessen besorgt seyn wird, wovon er schwatzen will. Die Worte strömen von seinem Munde hinweg, und nach einer Viertelstunde weiß er schon nicht mehr, was er gesagt hat. Man hatte ihm diese Ungezogenheit mehreremahle streng genug vorgehalten; da das nicht wirkte, so machte man ihn lächerlich. Aber es blieb bey dem alten Sprichwort: bleiche den Mohren, und du änderst seine Farbe doch nicht. Wie das kam? Kleine Leser! wer mit dem großen Uebel des Eigendünkels behaftet ist, der glaubt nie, daß er unrecht haben könne; folglich bleibt er immer, wie er war. An die Unarten des

Schwä-

Schwätzers kettete sich noch die Sucht zu prahlen bey Ludwig an, daher mischte er sich in Dinge, wovon er keine Kenntniß hatte; seine Unverschämtheit, seine Dreustigkeit mußten die Stelle des Verstandes vertreten. Bisweilen schien es, daß er durch Zufall eine Bemerkung machte, die wenigstens einen Schein von Kenntnissen verrieth; aber seine ewige Schwatzhaftigkeit war mit einer so kurzen Belohnung nicht zufrieden. Er plapperte fort; und nun kam ein ganzes Heer von Bemerkungen hinterher, die es zeigten, daß er nur in der Finsterniß, wie ein Blinder, herumgetappt habe. Noch mehr. Du kannst etwas gesehen, etwas gehört haben, das Andern wichtig und fast unglaublich vorkömmt; er wird das weit anders gesehen haben. So sagte jüngst die kleine Minna, daß ihr Vater ein schönes Pianofort gekauft, das aber nur den Fehler hätte, daß die Tasten etwas zu breit wären, und eine starke Hand verlangten. In den Tasten selbst herrsche beynahe Pracht; so schön hätte man sie selten, wie ihrem Vater versichert worden wäre.

„Mein

„Mein Gott! fiel Ludwig in ihre Rede ein, macht ihr nicht mit Kleinigkeiten ein Aufhebens! Jüngst sah i ch ein Pianofort. Die Tasten waren mit Brillanten besetzt, aber so breit, so breit, daß die stärkste Mannshand nicht die Helfte einer halben, geschweige denn einer ganzen Octave hätte ausspannen können.“

„Und da denkst du wohl, du hättest die breitesten Tasten gesehen?“ sagte Wilhelm halb spöttelnd: „Jüngst sah ich eins, da waren die Tasten von einem solchen Umfang, daß sich einer zu Pferde setzen und eine halbe Stunde im Galopp reiten mußte, ehe er von einer Octave zur andern kam.“

Jetzt merkte die ganze Gesellschaft erst, was Wilhelm mit diesem Einfall sagen wollte. Alle lachten überlaut und merkten den Spott; aber Ludwig fühlte ihn nicht, und lachte getrost, wie die andern, mit. Es dauerte kaum einige Stunden, so fieng sich das arme Papchen im nehmlichen Netze wieder. Je nachdem nun seine Laune war. Bisweilen ward er über unbedeutende Kleinigkeiten

ten

ten empfindlich; bisweilen achtete er wohl gar auf gewisse derbe Sottisen nicht.

Ein Gegenbild zu Ludwig ist der kleine Eusebius, der aber mehr ein gutmüthiger Plauderer ist. Manch unnützes Wort strömt von seinem Munde; aber so bald er sieht, daß ein anderer sprechen will, so schweigt er, und hört bescheiden zu. Nur das, was man eine sogenannte Windstille nennt, kann er nicht leiden, und so wie er diese nur von fernher vermuthet, so plaudert er etwas her, weil er meynt: würde er nicht anfangen zu reden, so würde gar nicht gesprochen werden. Die Absicht wäre also zwar gut, aber sie wird nur von ihm sehr schlecht ausgeführt. Ganz anders zeichnete sich Adolph aus, wenn dergleichen Fälle eintraten. Er wußte durch irgend eine Frage, durch irgend eine Bemerkung gleichsam ein neues Leben in die Gesellschaft zu bringen; wie er denn überhaupt in seinem äußern Betragen so etwas empfehlendes an sich hatte, daß es einem gar nicht schwer werden durfte, war man in seiner Gesellschaft, mit ihm in ein

Ge-

Gespräch zu kommen. Viele Kinder sitzen da, und können beynahe wie die Stummen sitzen, ehe sie nur ein Wörtchen mit einander reden. Sie sehen sich an, und die Zeit wird ihnen jämmerlich lang. Indessen ist es immer besser, lieber gar nicht gesprochen, als unnützes fades Zeug zu schwatzen, wie Ludwig.

Traf es Adolphen, daß er einen langsamen Sprecher vor sich hatte, so lies er diesem Zeit, fiel ihm nicht in die Rede, um sie auszuführen. Der langsame Sprecher ist eigensinnig, entweder, weil ihm nicht das erste beste Wort gut genug ist, oder es ist ein Naturfehler. In beyden Fällen, behauptete Adolph, sey es nicht artig, solche Sprecher zu stören; denn es schien gleichsam ein stiller Vorwurf zu seyn, daß sie so wortarm wären, und unserer Hilfe bedürften. Allerdings scheint es so, wenn man einem Andern in seinen Ausdrücken forthelfen will, ihn gleichsam ablöst, daß er nicht fort könne; aber, wer sich zur unrechten Zeit des unberufenen Geschäfftes frey und unaufgefordert unterzieht, wird schlechten Dank ernd-

erndten. Dergleichen Verbesserungen strafen bisweilen ihren eigenen Verbesserer, und man erklärt ihn nicht selten für einen ungezogenen, unverschämten Menschen. Dieses Schicksal trifft Ludwigen sehr oft. Wie unbescheiden ist er, daß er, indem du mit ihm sprichst, dir die Worte gleichsam vor dem Munde wegschnappt, und vollendet, was jener ganz gewiß schon selbst vollendet haben würde. Im Anfang läßt man sich so etwas gefallen; aber wenn das immer geschieht, man mag zu wenig oder zu viel, zu langsam oder zu schnell sprechen, dann wird man ärgerlich, und glaubt, daß jener in der Einbildung stehe, man treibe mit seinen Worten einen Schleichhandel, und er sey dazu berufen, sie wegzukapern; oder man sieht das für ein Kennzeichen an, daß wir nicht so geschickt seyn würden, den angefangenen Satz so gut auszuführen, als er — Und wer läßt sich gern so etwas aufbürden? — Als jüngst bey einem solchen Verfahren Ludwig von seinem Vater zur Rede gesetzt wurde, betheuerte er, daß das die Absicht nicht gewesen wäre, sondern, daß er nur habe beweisen wollen, er sey ebenfalls von der

Sache

Sache genau unterrichtet, und hätte, wenn er ja einen Fehler begangen, seiner Eigenliebe eine kleine Schmeicheley machen wollen; aber einen Andern dabey zu beleidigen sey ihm nicht in den Sinn gekommen. „Du siehst also daraus," sagte sein Vater, „daß dieses Betragen, und wenn du es selbst aus den besten Absichten zeigen würdest, dir jedesmahl Vorwürfe zuziehen wird. Du wirst daher klüger handeln, wenn du jedermann aussprechen läßt, und mit deiner Hilfe nicht zu voreilig bist. Der einzige Fall könnte es möglich machen, daß du jemanden in die Rede fallen könntest und das ist der: wenn man sich auf eine gewisse Zeit, Ort, Person, oder auch einen andern Gegenstand nicht besinnen kann, weil es ihm beynahe unmöglich wird, sich darauf besinnen zu können, daß du ihm sodann dazu behilflich seyst. Doch nicht eher biete diese deine Hilfe an, als wenn ein solcher Fall eintritt; in den übrigen allen möchtest du mehr Verdruß als Dankbarkeit erndten. Denn wer ist nicht eitel genug, zu glauben, daß er wohl spreche, und daß er, ohne von andern am Gängel-

band

band geführt zu werden, seinen Worten sichern Lauf lassen könne.

Ludwig hatte noch die sehr auffallende Unart an sich, daß er nie ein Gespräch vollenden lies; die allgemeine Unterhaltung störte, indem er sie unterbrach und von einem Gegenstand zu dem Andern flatterhaft dahin schwärmte. Er kümmerte sich nie darum, ob die übrige Gesellschaft das zufrieden war oder nicht; ob man nicht wünschte, von dem oder jenem Gespräch die Fortsetzung zu haben. Und wenn er es nur mit einer gewissen Art gethan hätte; aber nein. Er that, was ihm beliebte, und die Andern mußten sich das gefallen lassen. Von Hinz kam er auf Kunzen, von Kunzen auf Casparn, ohne daß man von einem Jeden etwas genaues und bestimmtes erfuhr. In eine Geschichte mischte er oft drey vier, die sich wohl gar nichts einander angiengen und nur selten eine der andern zur Erläuterung dienete. Von der ernsthaftesten Sache sprang er zu Possen über; er kümmerte sich nicht darum, alle mußten die Bockssprünge mit ihm

ma-

machen, oder sie mußten ihn gewaltsam davon zurückhalten, welches denn nie ohne Verdruß ablief. —

Was wohl die Folgen von Ludwigs Betragen waren? Man hatte ihn nie gern in Gesellschaften; gebeten wurde er äußerst selten; und wo er sich ganz unvermuthet einschlich, da verwandelten sich die heitern Mienen in verdrüßliche, ja man lies sichs merken: daß man fürchte, durch ihn möchte das allgemeine Vergnügen gestört werden. Ein Mensch, wie Ludwig, ist nicht leicht zu demüthigen, weil er gewöhnlich unverschämt ist; er lies sich also in seinen muthwilligen Launen keinesweges stören. Bisweilen nur ward er beschämt, wenn Erwachsnere in der Gesellschaft waren, und ihn entweder mit ernster Lehre, oder mit dem bittersten Spott seine Unart verwiesen.

Adolph hingegen empfahl sich auch hier als ein guter, lieber Gesellschafter. Das Wort immer allein in einer Gesellschaft Mehrerer zu führen, das wissen meine kleinen Leser nun schon, hielt er

für

für eine große Unart und einen Eingriff in das allgemeine Vergnügen. Er selbst, wenn er etwas zu erzählen hatte, faßte sich kurz, und mischte nicht fremde Dinge bey, die nur eine Erzählung aufhalten, und sie ohne Noth langweilig machen. Nie fieng er eine neue Unterhaltung an, bis nicht die vorhergehende völlig geschlossen war, keiner von den Gesellschaftern etwas mehr zu erinnern hatte, und nun eine kleine Pause eintrat, gleichsam, als wenn nun nichts weiter zu erinnern sey, keiner nichts mehr zu erzählen wisse. Hatten andere aber es über sich genommen, den Zirkel zu unterhalten, so störte er sie nicht durch Zwischengespräche, durch unnütze Einwürfe, seltsame Fragen, die weiter nichts zum Grunde haben, als daß man auch ein Wörtchen sprechen, möchte; nie fiel er ihnen ins Wort, daß er eine ähnliche Geschichte wisse, und war daher auch nicht in der Gefahr, wie Ludwig, wenn man diesem alsdann zurufte, daß er schweigen solle, weil man nur von der Geschichte wissen wolle, die so eben erzählt würde; und wisse er eine ähnliche, so könne er sie alsdann erzählen, wenn diese beendiget wor-

worden sey. Adolph mischte nie, wenn ein Andrer die kleine Versammlung mit ernsten Dingen unterhielt, lächerliche Bemerkungen ein; sprang nicht muthwillig von einem Gegenstand zum andern, die auch nicht in der entferntesten Verbindung mit einander standen. Auch war er kein sogenannter Aufmutzer, wenn man sich etwann versprach. Das that hingegen niemand lieber, als Ludwig, der dergleichen Fehler an Andern hart zu ahnden wußte, und äußerst nachsichtsvoll gegen sich selbst war. Uebte ein Anderer dann das Wiedervergeltungsrecht in dergleichen Fällen an ihm aus, so wurde er empfindlich beleidigend. Statt daß man Ludwigs Gesellschaft vermied, wünschte man in jedem Zirkel den kleinen, bescheidnen, und doch die Gesellschaft so angenehm unterhaltenden Adolph, der keinen süßern Wunsch hatte, als das Vergnügen so allgemein zu machen, oder zu erhalten, als es nur möglich war; der allen Gerechtigkeit wiederfahren lies, und dadurch ein allgemeines Zutrauen genoß.

Ende.

Ludwig hatte noch eine große Unart an sich, die beynahe schlimmer war, als die übrigen alle. Er erzählte immer in der einen Gesellschaft, was er in der andern gesehen oder gehört hatte; und hätte er nur das Gute erzählt, so würde man ihm vielleicht mit Liebe zugehört haben; aber er suchte immer die schlechtesten, andre Menschen entehrenden Geschichtchen auf, und lies es nicht an Zusätzen fehlen, die, wie leicht zu vermuthen stehet, nicht selten die gröbsten Lügen waren. Auch verschwendete er öfters bey seinen unnützen Bemerkungen einen pöbelhaften Witz, der schon den beleidigen mußte, dem die ganze Sache nichts angieng. Durch seine Unbesonnenheit hatte er es endlich mit seinem voreiligen Mäulchen, das so gern ohn Ueberlegung sprach, dahin gebracht, daß die liebsten Freunde seiner Eltern verdrüßlich wurden, ihr Haus mieden und in keiner Zusammenkunft erschienen, wo jene zugegen waren. Vergebens sannen Ludwigs Eltern nach, warum das geschähe; immer fielen sie auf falsche Ursachen. Endlich entwickelte es sich, und man erschrack, da der eigene Sohn, der Stifter jener

Misverständnisse war. Man bestrafte ihn hart; aber, Kinder! glaubt ihrs wohl, daß er von seiner Unart gelassen hätte? Sie war ihm nun ganz zur Gewohnheit geworden, und er hatte oft das verdiente Unglück, daß man ihm die unangenehmsten Dinge sagte, ihm wohl gar die Thüren vor der Nase wieder zuschlug, ihn nicht in das Zimmer lies, und ihm sagte: man sey für ihn nicht zu Hause.

Adolph hingegen hütete sich, die kleinste nachtheilige Geschichte in den Umlauf zu bringen, selbst diejenigen, die man allgemein erzählete, suchte er gefälliger vorzutragen, die bessern Seiten aufzusuchen, und Andere, die dergleichen erzählen wollten, auf eine geschickte Weise zu unterbrechen, oder sie auf das menschenfreundlichste zu entschuldigen. Man sah es zugleich seiner Miene an, daß dies sein heiligster Ernst, und nicht etwann Verstellung sey. Denn, kleine Leser! es giebt eine Art Menschen, die gewisse Dinge entschuldigen, und wenn man genauer nachdenkt und sie ganz verstehet, so sind diese Entschuldigungen

nichts

nichts als Spott, der weit bittrer ist, und tiefer schmerzt, als wenn man einem noch so geradezu, noch so unversteckt und ganz grob die Wahrheit sagen würde. Ludwig lies sich, sobald man sich nur auf das Fragen verstand, alles ablocken, was er wuste, was er auf dem Herzen hatte; Adolph dagegen wich allen solchen Fragen mit Klugheit aus; trauete keinem solchen Frager, und wenn ja ein Erwachsnerer, als er, ein Vornehmerer, den Versuch mit ihm machte, so wußte er sich auf eine artige Weise zu entschuldigen, daß man es ihm nicht übelnehmen konnte. Lenkte sich das Gespräch der Kinder auf dergleichen Gegenstände und Unterhaltungen, so unterbrach er es ganz unvermerkt, und leitete die Gesellschaft davon ab. Er wußte es so verblümt einzurichten, daß man ihm folgte, ohne daß man es wuste. Wie er das wohl machte? Das will ich euch sagen. Gesetzt, es wollte einer ein solches scandalöses Geschichtchen von noch lebenden Personen aufs Tapet bringen, so fiel ihm gleich ein andres ein, das entweder die edelsten Züge von guten Menschen darstellete, oder er erzählte eine scherzhafte Anekdote. Und da sich

es ihm vorzüglich gut zuhörete, so mochte man jene gar nicht wissen, und keins war in der Gesellschaft gegenwärtig, das ihm nicht seine ungetheilteste Aufmerksamkeit schenkte. Dafür genoß er aber auch den süßen Lohn, daß man ihn gern in Gesellschaften hatte. Oft ward er in einem Tage an drey Orte gebeten. Er hätte sich manchmahl zertheilen mögen. Dieser gute Knabe, sagten Eltern und Lehrer, ist ein Muster für unsere Kinder und Zöglinge; in seiner Gesellschaft gewinnt man, und er vergnügt sie nicht nur, sondern ist ihnen auch nützlich.

War Ludwigen irgend von einem seiner Gespielen etwas versprochen, und dieses Versprechen von ihm noch nicht erfüllt worden, so handelte er so grob und unartig, und erinnerte ihn öffentlich, wenn er mit ihm in Gesellschaft zusammen kam. Die Art, wie er das vorbrachte, beleidigte sogar den, den es nichts angieng, geschweige denn denjenigen, auf den er es gemünzt hatte. Oft waren

ren es nur Gefälligkeiten, die man ihm zugesagt hatte; und er verwandelte diese in ein Muß. Die Folge davon war, daß man sich hütete, ihm Gefälligkeiten zu versprechen, und daß man ihm wohl zwanzig Bitten abschlug, ehe man ihm eine gewährte. Dieser Unart wich Adolph aus. Er erinnerte nicht eher an ein ihm gethanes Versprechen, als bis er fürchten mußte, durch solche Vernachlässigungen in Verlegenheit gesetzt zu werden. Und dann brachte er sie so freundlich, so gefällig, so bescheiden in Erinnerung, nicht gerade zu, sondern so ganz von fernher, daß man im voraus es merkte, und ihm zuvor kam. Immer that er das auch nur, wenn er mit seinen Freunden allein war; sehr selten geschah es in Gesellschaften. Und erlaubte er sichs da, so geschah es auf eine schäkerhafte Art, mit einer gutmüthigen Schalkhaftigkeit, daß es eher dem Erinnerten eine Freude machte, als daß er darüber hätte verdrüßlich werden, und sich für beleidigt halten können.

Der kleine Gustav war der treue Gespiele Ludwigs, und wenn das Sprichwort: gleich und gleich gesellt sich gern, nirgends sein Recht behauptet hätte, so wär es hier geschehen. Einer war so unartig, wie der andere, und jeder gab sich gleichsam Mühe den andern zu übertreffen. Sonst sind gutgesinnte und wohlgezogene Menschen betreten, wenn sie einen Fehler gemacht haben; diese beyden jungen Menschen aber machten sich es gleichsam zur Ehre. Auch gewisser Dinge, deren sich jeder andere geschämt haben würde, rühmten sie sich. So hätte man jüngst Jeden von ihnen für einen Vielfraß halten sollen. Gustav erzählte: daß er früh sein ganzes halbes Schock Pflaumen, das ihm die Mutter gegeben hatte, und womit er sein Frühstück und sein Vesperbrod machen sollte, auf einmahl verzehrt hätte; und daß er am Abend sich noch, ohne seiner Eltern Vorwissen, ein halbes-Schock für sein Geld gekauft habe. „Wie, ein halbes Schock Pflaumen auf einmahl?“ fragte Adolph, der sich bey dieser unzeitigen Prahlerey entsetzte, „das sollte man kaum

für

für möglich halten. „O, sagte Ludwig, das ist noch lange nichts. Jüngst gab mir die Mutter ebenfalls ein halbes Schock Pflaumen; und ein halbes Schock kriegte unser Hausmädchen. Ehe sich diese umgesehen hatte, war mein Theil verzehrt. Ich gerathe der über ihr Körbchen und in einigen Minuten war ich auch mit diesen fertig. Ich hätte noch ein Schock gegessen, hätte ich sie nur gleich da gehabt.“ Die beyden Knaben lachten sich mit selbstgefälligem Lächeln einander Beyfall zu; und dünkten sich eine große Heldenthat ausgeführt zu haben. Die übrigen gesitteten Kinder schüttelten die Köpfe, und konnten es gar nicht begreifen, wie man sich so vergessen könnte, das sich zur Ehre zu machen, was sich andere zur Schande machen würden.

Der Fall kann wohl eintreten, daß man einige Umstände verhören kann, wenn einer etwas in einer Gesellschaft erzählt. Wird man darum befragt, so sey man nicht unartig, und wiederhohle

es mit Gefälligkeit; man mache weder ein finsteres Gesicht dazu, noch erhebe man die Stimme. Diese Regel machte sich Adolph zur Pflicht und verletzte sie nie. Aber Ludwig liebte gerade das Gegentheil. Er bediente sich nicht selten solcher Reden dabey, die man nur beym geringsten Pöbel findet; als: der Tag ist zu kurz, als daß ich alles zweymahl wiederhohlen sollte; oder: warte bis auf den nächsten Sonntag, da will ichs wieder sagen. Doch waren das aber immer noch seine erträglichsten Erwiederungen; er führte sie oft weit pöbelhafter, und man müßte sich schämen, ihm solche nachzusagen. Oder, wenn er das Verhörte ja wiederhohlte, so schrie er es gleichsam mit so auffallend erhobener Stimme, als wolle er zugleich sagen: Nun, tauber Mensch! hast du es endlich gehört? — Er beleidigte dadurch sehr oft, und machte sich noch verhaßter, als er ohnedem war.

Ludwig suchte gemeiniglich in den Gesellschaften den Witzling zu machen, bisweilen versuchte er es gar den Spaßmacher vorzustellen. Leider

wollte

wollte er nur witzig seyn, und er war es doch nicht. Die Natur hatte ihm auch nicht die mindeste Anlage dazu verliehen. Dabey hatte er noch die Unart, die dergleichen Leuten so eigen ist, daß er immer schon im Voraus lachte, wenn er etwas witziges zu sagen gedachte; doch blieb er hinterher immer nur der einzige, der gelacht hatte. Ja, er mußte sichs gefallen lassen, daß man ihm schon im Voraus zurufte, wenn er auf solche Weise zu lächeln anfieng: „er solle sich das Anekdötchen nur ersparen, es würde wieder, wie gewöhnlich, nichts witziges seyn, und man werde gewiß nicht darüber lachen.“ — In diesem Falle benahm sich nun Adolpb ganz anders. Er hatte wirklich sehr viel natürlichen Witz, aber er gieng sehr sparsam damit um; denn er sagte: „es wäre mit dem Witz gerade so, als wenn man in ein Zimmer träte, worinne einige wohldüftende Blumen stünden. Der Geruch wäre dann doppelt angenehm. Wäre aber das ganze Zimmer voll Blumen, so würde man am Ende vor allen Blumen — gar keinen Geruch haben.“ — Und, wenn er etwas witziges vorbrachte, so war er nie der er-

sie, gewöhnlich der allerletzte, der n i c h t l a c h t e, sondern nur lächelte. Meist sah er aber ganz ernst, bisweilen nur einerley, aus, wenn er so etwas sagte; auch machte er vorher nicht die kleinsten Vorbereitungen, was Ludwig gegentheils so gerne that, der immer erst die Aufmerksamkeit reitzte, und hinter her zu seiner Beschämung erfahren mußte, daß er sich getäuscht hatte. Dafür hatte Adolph den Triumph, daß man bey seiner trokkensten Bemerkung, bey seinen gleichgültigsten Anekdoten des Lachens sich nicht erwehren konnte. Ludwig hatte noch die üble Gewohnheit an sich, daß er immer einerley erzählte, immer einerley Ausdrücke nur hatte, und vergaß, daß man gewisse Dinge zur höchsten Noth allenfalls einmahl mit anhört, daß sie aber schon bey der zweyten Wiederhohlung zum Ekel werden. Gesuchter, oder gelernter Witz macht meistentheils einen widrigen Eindruck. Es ist allen jungen Leuten zu rathen, daß sie sich lieber alles Witzes enthalten mögen, ehe sie schlechten Witz machen. Auch mögen sie es nie vergessen, daß man nur sehr wenig sey, wenn man nichts weiter, als ein — Witzling

ling ist. Keine falsche Münze wird so leicht entdeckt, als der falsche Witz. Nur dann hat er einigen Werth, wenn er gebildeten Menschen Freude macht. Das Lachen des Pöbels, und wenn es in das lauteste Gekreisch ausartete, ist eine gar geringe Ehre, und leistet keine so echte Bürgschaft, daß wir uns darauf etwas zu gute thun könnten. Ludwig begieng so gar die Thorheit, daß er sich, so bald nur Adolph auserzählt hatte, wenn er mit ihm in Gesellschaft war, an diesen sogleich anschloß, es diesem nachthun, — und wie er sich einbildete, diesen übertreffen wollte. Wäre er doch nur mit seinen unwitzigen Einfällen zu Hause geblieben; denn nichts fällt mehr auf, und ist widerlicher, als wenn ein so geistloser Mensch sogleich hinter einem auftritt, der auf Genie und Geschmack einen gegründeten Anspruch machen darf; nicht weil er sich solches einbildet, sondern weil ihn die allgemeine Stimme der Kenner dafür erklärt. Allgemein bekannte Anekdoten erzählte Adolph selten, ob er gleich die Kunst besaß, sie so schön darzustellen, daß man sie oft für neu halten mußte. Ludwig hingegen traf keine Auswahl;

überdem fehlte ihm noch alles dazu, diesen Anekdoten oder Einfällen gleichsam ein neues Leben, eine neue Seele einhauchen zu können; was Wunder! daß er überall durchfiel, und daß man schon pränumerando gähnte, oder ein verdrüßliches Gesicht zeigte, ehe er noch zu sprechen anfieng.

So oft Ludwig in Gesellschaft war, wählte er sich immer einen oder den andern aus, über den er seine Glossen machte. Bald trug der eine einen Rock, der keine Modefarbe hatte; bald hatte er Schuhe angezogen, die er mit den Schuhen eines Bauernknaben vertauscht haben sollte. Kurz, was niemanden auffiel, worauf niemand gesonnen hätte, darauf richtete er sein Augenmerk. Jüngst war der Sohn eines armen Copisten im Zirkel. Er war gewiß sehr reinlich gekleidet, wenn auch seine Kleidung nicht die Modefarbe hatte, die im Umlauf war; wenn sie auch verrieth, daß sie schon vor einem Jahr und länger aus den Händen des Schneiders gekommen war. Doch war alles nett und knapp an ihm; Kleider, Schuh und Wäsche.

„Ha,

„Ha, dachte Ludwig, der soll deine Satyre fühlen, das ist der Mann ganz für mich. Es ist ein armer Wicht, der muß sichs noch zur Ehre machen, wenn man sich mit ihm abgiebt.“ Und siehe da, kaum hatte er dieses Selbstgespräch ganz im Stillen mit sich gehalten, so führte er auch schon seinen Anschlag aus. — Alle hörten diese übelangebrachten Glossen mit Verdruß an, gaben ihm ihren Unwillen zu erkennen; aber er gefiel sich in seinen elenden Witzeleyen so sehr, daß er, statt nachzulassen, es immer höher und höher trieb. — Endlich wurde diese Behandlung der gute Knabe überdrüssig, und faßte mit beynahe männlichem Muthe Ludwigen ins Gesicht. „Mein Lieber,“ wollte er anfangen zu sprechen. „Wie, mein Lieber? erwiederte Ludwig; je seit welcher Zeit sind wir denn mit einander so vertraut geworden?“ „Gut, sagte jener, so will ich das, „mein Lieber“ wohl hinweglassen, aber demungeachtet werde ich mit einem Menschen, der mich vorsätzlich beleidiget, der sich einbildet, mich ungeahndet beleidigen zu dürfen, keine großen Complimente machen, da er selbst

auch nicht eine gute Eigenschaft an sich hat, und nur darauf stolz ist, und trotzt, daß sein Vater reicher sey, als der meinige." — „Nun, das muß ich sagen, das ist impertinent: Hört ihr alle, die ihr gegenwärtig seyd, müßt ihr das nicht selbst gestehen?" — Aber da lachte hier einer auf Ludwigs einfältige, man könnte sagen, bösartige Anfrage; dort murmelte wieder einer mit lautem Unwillen; und die meisten unter ihnen gestanden offen und frey: daß jener nicht anders hätte handeln können; er habe lang genug geduldet, lang genug geschwiegen. Aber wenn er nun, da Ludwig immer beleidigender und beleidigender geworden wäre, sich nicht gemeldet, und solche unverdiente Sticheleyen länger auf sich hätte sitzen lassen, so würden wir ihn verachtet, ihn für einen Feigling, oder für einen Niederträchtigen gehalten haben, der sich darum mißhandeln lassen wolle und könne, weil sein Verfolger weiter nichts, als nur reicher, als er, sey. Geht er nicht reinlich? sind seine Kleidungsstücke nicht ganz? ist seine Wäsche nicht weiß? sind seine Schuhe nicht derb, wenn sie auch keine Tänzerschuhe sind? hat

er nur irgend etwas auszeichnendes an sich?"
„Und betrachtet man ihn, antwortete jener, dagegen: Auf seiner Wäsche liegt noch ein Restchen, das er sich vom Mittagstisch aufgehoben hat; sein Rock ist voll Puder; besonders sein Rücken zeigt, daß er sich gern anlehnt; wie sehen seine Pantöffelchen aus? nicht anders, als wenn er durch alle Pfützen der Stadt gesprungen wäre. Daß alles, was er anhat, feiner und modischer sey, das gestehe ich gern; daß er aber seine Sachen nicht zu schonen weiß, das sieht jedermann. Daß er einen reichern Vater hat, als ich, dafür kann er nichts; schlimm genug, daß er diese Wohlthat, diesen ohne sein Verdienst ihm zugefallenen Vorzug nicht besser zu schätzen weiß. Alles was ich an mir trage, habe ich mir selbst verdient. Täglich schreibe ich, ungeachtet ich erst zwölf Jahr alt werde, für meinen guten Vater fünf, sechs Bogen; jeder Bogen wird mir mit einem Groschen bezahlt. Was ich verdiene, wird mir aufgespart; und von diesem meinem Verdienste wird mir, was ich brauche, geschafft. Ludwig sage mir, wenn er sich seine Kleidung selbst verdienen sollte, würde

er nicht vielleicht halbnackend gehen müssen? Sticheleyen, satyrische, empfindliche, grobe Beleidigungen auf meine und meiner Eltern Armuth dulde ich schlechterdings nicht weiter, und ich werde, wie ich alleweile gethan, offen und frey, Gleiches mit Gleichem vergelten." — „Bravo! Bravo! rief die ganze Gesellschaft: dem Biere waren die rechten Hefen gegeben." — Und Ludwig mußte sich beschämt zurückziehen.

Da immer auch die kleinste Gesellschaft untermischt ist, und sich nicht eins dem andern vollkommen gleichen kann, so fand sich doch noch einer im Zirkel, den die Lection verdroß, die so alleweile Ludwig erhalten hatte. Verwandte Geister erkennen sich leicht. — Ludwig verstand diese Winke, die ihm von diesem gegeben wurden, und wählte ihn zu seinem Gesellschafter. Laut getraueten sich Beyde nicht zu reden; sie flüsterten und wisperten sichs daher einander ins Ohr; ihre Mienen verriethen sie aber. Nun flüsterten und wisperten sich Alle, die im Zirkel waren, einander ins Ohr. Das fiel wiederum Ludwigen auf. Er rügte es, und meynte, man hielt sich

über

über ihn auf. Da nahm ihn aber Adolph bey der Hand. „Ludwig, sagte er, wie kann dich das verdrüßen; hast du nicht das nehmliche so eben gethan? Es ist ein für allemahl unanständig, sich einander ins Ohr zu sprechen, wenn man in Gesellschaft von mehreren ist. Geschieht es aber, daß man dieses Gesetz der Artigkeit beleidiget, so muß man thun, als irrete das uns nicht. Und hat man ein gutes Gewissen, so darfs uns auch nicht irren. Gerade so machten wir es, wir liesen dir deine Unartigkeit lang genug zu, daß du dich hättest besinnen können. Da das nicht geschah, so entschlossen wir uns ein Gleiches zu thun. Wir schwiegen, da du leise zu deinen Gespielen sprachst — unser Gewissen war rein, wir durften uns keinen Vorwurf machen, — ob wir es gleich in einzelnen Wörtern hörten, aus euern Mienen es lasen, daß ihr uns verhöhntet, daß ihr mit unserm gerechten Betragen unzufrieden waret; warum that ihr nicht ein Gleiches? — “

Was wohl Ludwig darauf antworten konnte?

Der kleine Albert war der einzige Sohn seiner Eltern. Sie waren reiche, reiche Leute und hatten ein sehr schönes Rittergut. Der Pachter kam, und bat sie zum Aerndtenfest. „Väterchen," sagte Albert bittend, „es ist auf unserm Guthe wohl recht angenehm; aber ich bin immer so allein, so einsam." „Gut," sagte der Vater, „so wähle dir einige deiner Gespielen, sie sollen dich begleiten."

Alberten fiel der kleine Adolph zuerst ein, und sein Vater war über diese Wahl vergnügt; denn, wer hätte seine Kinder nicht gern in der Gesellschaft dieses wohlgezogenen Knabens gesehen?

Der Vater Ludwigs war ein Freund von Alberts Vater, und kam so eben zu ihm zum Besuch, weil er etwas wichtiges mit ihm zu sprechen hatte. Man hätte gar nicht glauben sollen, daß Ludwig dieses artigen, allgemein geliebten Mannes Sohn sey. Alberts Vater bat ihn zum Aerndtefest, und seine Bitte ward nicht abgeschlagen; zugleich wünschte er es, daß Ludwig des kleinen Alberts

Gesell-

Gesellschafter seyn möchte; auch das wurde angenommen.

Die Gesellschaft fuhr hinaus auf das Guth. Während der Reise saßen die drey Knaben neben einander in der Kutsche. Adolph und Albert waren artig, sie saßen still, und unterhielten sich so gut, daß Alberts Vater eine wahre Freude darüber hatte. Sie antworteten, wenn sie gefragt wurden; sie fragten ganz bescheiden, wenn sie einen Gegenstand sahen, von dem sie eine nähere Auskunft wünschten. Ludwig saß Alberts Vater gegenüber. Beständig drängte er seine Nachbaren, weil er gar nicht still saß; beständig baumelte er mit seinen Beinen und stiß Alberts Vater. Verschiedenemahle lies er sich das gefallen; da es ihm aber endlich zu arg wurde, und Ludwig durch den verbietenden Blick dieses braven Mannes nicht aufmerksam gemacht werden konnte, so sah er sich endlich genöthiget, seinen Unwillen darüber laut zu erkennen zu geben. Wenn Ludwigen etwas auffiel, so fragte er oft über die unbedeutendsten Dinge, und störete das Gespräch, womit sich die beyden Väter unterhielten. Aber so oft ihm seine Unarten

ten auch verwiesen wurden, so half doch alles Reden nichts, und Ludwig vereitelte das Vergnügen Aller. Ludwigs Vater ward so böse, daß er seinen ungezogenen Sohn im nächsten Dorfe absteigen lassen wollte, und daß er das Vergnügen nun gar nicht genüßen sollte. Alberts Vater bat vor, und Ludwig ward endlich ruhiger. Sie kamen zu Neuhof an; das war der Nahme des Ritterguths. Adolph und Albert waren sehr vergnügt, sie mischten sich unter des Pachters Kinder, die sehr artig waren, ob sie gleich nur ihre Erziehung auf dem Dorfe genossen und Bauernjungen waren. Sie beschämten wirklich viele vornehme Kinder in der Stadt. Adolph und Albert hatten beyde den Grundsatz: daß man die Herzen der Geringern nicht besser gewinnen könne, als durch bescheidene Herablassung, durch zuvorkommende Güte. Wie gut waren des Pachters Kinder nicht! Ihr Leben hätten sie für diese beyden menschenfreundlichen Knaben gelassen. Was sie ihnen an den Augen ansehen konnten, das thaten sie; sie rennten und liefen, schleppten alles mit

der

der größesten Mühe herbey, ließen sich keine Antworten verdrüßen, um ihren vornehmen Gästen ein Vergnügen zu machen. Sie waren so zutraulich, und doch vergaßen sie nicht dabey, wer sie, und wer ihre Gäste waren. Und Albert und Adolph genossen wirklich recht angenehme Stunden.

Ludwig hingegen foppte sie stets, schor sie gleichsam nach dem Takt, schimpfte sie sogar, und hatte den Grundsatz: die Geringern müßten sich von den Vornehmern behandeln lassen, wie sie wollten; es geschäh ihnen noch Ehre genug, wenn man sich mit ihnen abgäbe, sie foppe, sie schimpfe. Die guten Pachters Kinder waren zu artig, als daß sie das hätten rächen sollen; sie duldeten und schwiegen, und wenn Ludwig von seinem braven Vater einen Verweis bekam, so suchten sie alles zum Besten zu kehren, um diesem ungezogenen Knaben eine Strafe zu ersparen, die er mit allem Recht verdient hatte.

Albert und Adolph genossen in der Gesellschaft dieser Kinder so mancherley Vergnügen; ja, ihr Vergnügen war sogar mit einigem Nutzen verknüpft. Sie bekamen auf diese Weise von manchem ländlichen Gegenstand den angenehmsten Unterricht. Diese Gespräche gaben Ludwigen keine Unterhaltung, wie er sie wünschte. Er lies sie im Stich und lief hinaus aufs Dorf. Da wollte er ebenfalls seinen verkehrten Grundsatz ausüben; aber er kam sehr schlimm an. Er machte den Befehlshaber von den Dorfkindern, und diese ließen sich das gefallen, weil er, wie sie sagten, der Sohn eines vornehmen Mannes zu seyn schien. Er störete sie in ihrem Vergnügen. Sie mußten in ihren Spielen abbrechen; er schlug neue vor, und sie ließen sich auch das gefallen. Da Ludwigen nun einer oder der andere es nicht nach seinem Kopf machte, so schimpfte er bald, bald prügelte er die Kinder. Auch das trugen sie anfangs geduldig. Da er es ihnen aber zu arg machte; so verstanden sie falsch, machten sich über ihn her, und prügelten den Grobian, wie sie ihn nun nennten, tüchtig durch. Seine Figur sah jämmer-

merlich aus; sein Rücken trug blaue Flecke; seine Kleider waren naß und schmutzig, denn er war während der Bataille in eine Pfütze gefallen.

In dieser Jammergestalt kam Ludwig aufgezogen. — Er mußte seinem Vater die Ursache gestehen; zwar log er mitunter, um sein Unrecht zu beschönigen. Alberts Vater wollte die Knaben bestraft wissen, die ihm so mitgespielt hätten; aber Ludwigs Vater sagte, „daß es seinem ungezogenen Sohne schon recht sey. Er habe ihn seines dummen Stolzes wegen schon die bittersten Verweise gegeben, aber sie hätten nichts gefruchtet. Nun werde er sich schon ein andermahl vernünftiger gegen Geringere betragen.“ — Es ist zu wünschen, daß nunmehr Ludwig klüger geworden sey. Adolph und Albert waren nie dergleichen Behandlungen ausgesetzt, denn sie handelten nach vernünftigern und edleren Grundsätzen.

Adolph und Ludwig trafen zu einer Zeit bey dem Commerzienrath Rudolph ein, und hatten in ihrer Eltern Nahmen etwas auszurichten. Man war beschäftiget, und beyde Knaben mußten warten. Der Commerzienrath las einen Brief, und auf dem Tisch, woran er saß, befanden sich mehrere Schriften, Geld u. s. w. Adolph stellte sich in einige Entfernung und sah nicht neugierig hin, was auf dem Tisch lag; denn das hielt er für sehr unanständig. Aber Ludwig kehrte sich daran nicht.

Er stand hinter dem Commerzienrath, und hob sich einmahl ums andere auf den Zehen, um zu sehen, was in des Commerzienraths Briefe stand; bald machte er einen sehr langen Hals, um alles beobachten zu können, was auf dem Tische lag. Er bildete sich ein, der Commerzienrath würde ihn nicht gewahr; aber der Spiegel gegenüber entdeckte bald die Unart des unverschämten Knaben. Adolph winkte ihm, das zu unterlassen; aber er achtete nicht darauf. Als er sich ganz sicher glaubte — drehete sich der Commerzienrath mit einemmahl um, und ertappte ihn auf der That. Er verwies ihm sogleich seine Unart mit großem Unwillen, nahm ihn auch den Auftrag seines Vaters nicht ab, und sagte ihm noch obendrein: er solle sich ein andermahl die Schuhe abstreichen, ehe er in ein Zimmer gehen wolle; er habe den Fußboden durch seine Unreinlichkeit ganz schmutzig gemacht, und das könne weder er, noch ein Anderer leiden, wenn er nur halbweg ein reinlicher Mensch sey. Darauf rufte er die Magd. „Wische sie doch den Schmutz hier weg, sagte er: dieser sittenlose, unreinliche Knabe ist Schuld dar-

 an."

en.“ Die Magd sah Ludwigen verächtlich an. Ludwig schien bleiben zu wollen; allein der Commerzienrath befahl ihm, sein Zimmer zu verlassen. Ludwig mußte beschämt abziehen. Mit Adolphen gab sich der Commerzienrath wohl noch über eine Stunde lang ab, und beschenkte ihn, seiner Artigkeit wegen, mit einem schönen Buch.

Jüngst waren Ludwig und Adolph ebenfalls wieder in einer Gesellschaft, wo sie zum erstenmahle eingeladen worden waren. Adolph, gewohnt, daß Ludwig sich so oft vergaß, erinnerte ihn dasmahl sehr freundschaftlich, sich besser, wie gewöhnlich, zusammen zu nehmen, damit er sich wenigstens bey dieser Familie nicht verhaßt mache. Aber wie schlecht befolgte er diesen wohlgemeynten guten Rath. Zwar sollte diese Zusammenkunft der Freude gewidmet seyn; allein der plötzliche Tod eines nachbarlichen Freundes brachte die hinter=

hinterlassene, äußerst betrübte Wittwe herbey. Sie erzählte von ihrem Unglück; alle waren von Mitleid gerührt, und hörten die traurige Geschichte mit vieler Theilnahme an. Nur der einzige Ludwig machte eine Ausnahme. Ihn rührte das nicht, ihm war diese traurige Geschichte lästig. Bald zupfte er diesen bald jenen; bald machte er diese Narrenspoſſe, bald jene. Adolph nahm ihn auf die Seite, und verwies ihm diese Unart. „Ey was! sagte Ludwig: ich bin nicht hierher gekommen, um zu weinen, ich will lachen. Hätte ich das gewußt, so wäre ich zu Hause geblieben.“ Man hörte das, denn er sprach sehr laut — und was mußte man von ihm denken? — Endlich empfahl sich die arme, trostlose Frau. „Dem Himmel sey Dank!“ rufte Ludwig aus, ohne daß noch die Unglückliche zur Thüre hinaus war; sie sah sich betrübt um; man bat sie, daß sie es dem Unverstande dieses leichtsinnigen Knaben zu gute halten solle — „Mosje Ludwig, sagte sie, wird ja in der ganzen Stadt für den ungezogensten Knaben gehalten.“ — Und, wer sollte sichs denken, Ludwig nahm dieses wohlverdiente Compli-

pliment so gleichgiltig hin, daß er nicht einmahl roth ward.

Nach und nach erheiterte sich die kleine Gesellschaft. Man ward aufgeräumt, und Ludwig war nun in seinem Elemente. Wo andere lächelten, wie das die Wohlgezogenen zu machen pflegen, lachte er so laut auf, daß es mehr einem Schreyen ähnlich war, und daß ihm beynahe der Mund offen stehen blieb. Man bat ihn, mäßiger zu seyn, weil man nicht Lust hätte, seinetwegen das Gehör einzubüßen. In seiner wilden Art, lustig und vergnügt zu seyn, vergieng er sich so weit, daß er sich über den Bedienten, der das Unglück hatte, bucklicht zu seyn, in den beleidigendsten Scherzreden aufhielt. Die Frau vom Hause winkte dem Bedienten, daß er ihm diese unartige Behandlung nicht für unvergolten ausgehen lassen solle. Der Bediente trat hin zu Ludwig und sagte: „Junger Herr! es ist sehr unartig von ihnen, mich mit meinem Buckel aufzuziehen. Ihr Scherz ist ungesittet und plump. Indessen muß ich ihnen nur

geste-

gestehen, daß ich lieber meinen Buckel behalten will, als ihr schlechtes Herz haben möchte." — Diese derbe Lehre machte Ludwigen anfangs etwas stutzig. Als ein unverschämter Mensch, so jung er auch war, wußte er sich jedoch bald wieder zu fassen.

Man erzählte sich nun untereinander mancherley. Man kennt Ludwigs elendes Betragen schon aus andern gesellschaftlichen Unterhaltungen; aber er hatte sich seitdem noch eine neue Unart angewöhnt. Bald schnuffelte er durch die Nase, bald schnatterte er wieder, wie ein Gänschen. Man mußte es ihm ins Gesicht sagen, daß er deutlicher sprechen, oder lieber gar nicht reden möchte, denn so verstünde ihn kein Mensch, auch der nicht, der noch so aufmerksam wäre.

„Das ist nicht wahr; das weiß ich besser," schrie Ludwig, wenn etwas bemerkt wurde, das er — anders gehört hatte. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich wi-

versprechе; dürfte ich bitten, mich anzuhören; oder: könnte es wohl nicht so und so seyn?" sagten bey dergleichen Fällen die Artigen in dieser kleinen Gesellschaft, worinnen Ludwig der einzige Grobian war.

Lottchen hatte eine schöne Wachspuppe von ihrer Tante zum Geschenk erhalten. Diese Puppe stellte ein junges Otaheitisches Frauenzimmer vor, und war von dem Künstler mit seltner Geschicklichkeit nachgebildet. Ludwig wollte sie zuerst in seine Hände haben. Er mußte sichs aber gefallen lassen, der letzte zu seyn. Zehn Kinder hatten diese schöne Puppe genau betrachtet, waren sanft und gut mit ihr umgegangen; nicht das mindeste war daran schadhaft geworden. Ludwig bekömmt sie nun. Er greift sie so tölpisch an, daß der eine Arm zerbricht, und das Gesicht schadhaft wird. Ein allgemeiner Unwille stürmt auf ihn los.

Die Kinder spielen Sprichwörter. Ludwig schickte sich zu einfältig an, eine Vorstellung, wie

die

die übrigen, machen zu können. „Gut," sagte Lottchens Großmutter: „so wollen wir hier bleiben, und das vorgestellte Sprichwort errathen." Die Darstellenden giengen hinaus; Ludwig und die gute alte Dame blieben zurück. — Diese verliert einen halben Gulden aus ihrer Börse; er rollt unter den Tisch. Lottchens Großmutter war wenigstens siebzig Jahr alt. Glaubt ihr, daß Ludwig Miene machte, den halben Gulden zu suchen? Nein; er steht ganz ruhig da, und sieht, wie sie ohne seine mindeste Beyhilfe sich bückt und den halben Gulden aufhebt. Wie sauer wurde das der armen, alten, guten Frau! „Unsere Nachbarin hatte wohl recht, daß dieser Knabe das unartigste Kind in der ganzen Stadt sey;" so dachte sie — und als die übrigen Kinder wieder herein kamen, zog sie Ludwigen sehr bitter auf, indem sie seine so eben gezeigte Artigkeit laut rühmte. „Pfuy," sagten sie alle, und sahen Ludwig mit Verachtung an.

Die kleine Gesellschaft gieng endlich auseinander. Alle wurden zu einem Besuch auf morgen wie-

wieder eingeladen; nur Ludwigen bat man nicht. „Ich darf doch auch mitkommen?“ fragte er: „Gott bewahre!“ sagten Lottchens Eltern. „Wirst du einst artiger seyn, was aber so bald noch nicht geschehen dürfte, dann kann es möglich werden. Vor der Hand verbitten wir uns deine lästige Gesellschaft.“

Ende der ersten Abtheilung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl, 1757-1815

Erste Bildung der Kinder für den geselligen Umgang

Bd.: 1

Leipzig 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Päd.113#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11302179-3